



universität
wien

Diplomarbeit

„Mütterlichkeit“ als „Beruf(ung)“?

Am Beispiel von Kindergartenpädagoginnen

Verfasserin

Maria RIGLER

Zur Erlangung des akademischen Grades

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Pädagogik

Betreuerin/Betreuer: Ao. Univ.- Prof. Dr. Gertraud Diem-Wille

Inhalt

Danksagung	iv
Kurzfassung	v
I. Theoretischer Teil	1
1 Hinführung zum Thema	2
1.2 Fragestellungen und Hypothesen.....	3
1.3 Methodisches Vorhaben.....	5
2 „Mütterlichkeit“	9
2.1 Definition und Differenzierung	9
2.1.1 Geschichtlicher Abriss des Mutter-Seins	12
2.1.2 „Mutter-Sein“ und „Frau-Sein“	17
2.2 Die soziale Konstruktion des Geschlechts.....	19
2.3 „Mütterliche Berufe“	23
3 Der psychoanalytische Zugang	27
3.1 Grundannahmen und zentrale Begriffe.....	28
3.2 Die Entwicklung der Geschlechtsidentität.....	30
3.3 Die Psychosexuelle Entwicklung.....	30
3.4 Der Ödipuskomplex nach Freud	33
3.4.1 Verlaufslinie beim Knaben	34
3.4.2 Verlaufslinie beim Mädchen	36
3.5 Weiterentwicklung und Kritik des Freudschen Ödipuskomplexes	38
3.5.1 Melanie Klein	41
3.5.2 Janine Chasseguet-Smirgel	42
3.5.3 Nancy Chodorow	45
3.6 Identifizierung.....	48
3.7 Bewältigung ödipaler Konflikte.....	49
3.8 Die Bedeutung der Adoleszenz.....	50
3.9 Folgerungen aus der Entwicklung der Geschlechtsidentität.....	52

4 Fazit: „Mütterlichkeit“ als Beruf(ung)?	55
II. Empirischer Teil	59
5 Forschungsmethodisches Vorgehen	59
5.1 Das narrative Interview	59
5.2 Datenanalyse.....	61
5.2.1 „Theoretical Sampling“	61
5.2.2 Die Interviewfragen.....	62
6 Falldarstellungen.....	63
6.1 Falldarstellung Cornelia: der unbekannte Vater.....	63
6.1.1 Zur Person	63
6.1.2 Berufliche Situation.....	65
6.1.3 Familiäre Situation.....	66
6.1.4 Beruflicher Werdegang und Motivation	79
6.1.5 „Weibliches“ Rollenverständnis	86
6.1.6 „Mütterlichkeit“ im Beruf.....	89
6.1.7 Resumé	93
6.2 Falldarstellung Lena: die „alternative“ Pädagogin.....	95
6.2.1 Zur Person	96
6.2.2 Berufliche Situation – die „alternative“ Kindergruppe.....	96
6.2.3 Familiäre Situation.....	99
6.2.4 Beruflicher Werdegang und Motivation	108
6.2.5 „Weibliches Rollenverständnis“	112
6.2.6 „Mütterlichkeit“ im Beruf.....	115
6.2.7 Resumé	118
6.3. Falldarstellung Astrid: die „Powerfrau“	120
6.3.1 Berufliche Situation.....	120
6.3.2 Familiäre Situation.....	122
6.3.3 Beruflicher Werdegang und Motivation	125
6.3.4 „Weibliches“ Rollenverständnis	126
6.3.5 „Mütterlichkeit“ im Beruf.....	128
6.3.7 Resumé	130

6.4 Reflexion.....	131
7 Auswertung und Rückschluss auf die Theorie	133
7.1 Die konkrete Mutter	133
7.2 Das weibliche Rollenbild – die „Geschlechtsidentität“	135
7.3 Kreativität.....	136
7.4 Das „Spielen“ mit kleineren Kindern – Aspekte der „Mütterlichkeit“ ...	136
7.5 Kinder als positive Resonanz.....	137
8 Conclusio	139
9 Literatur	143
10 Anhang.....	153
Curriculum Vitae	156
Eidesstaatliche Erklärung	157

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich bei allen Personen bedanken, die mich bei der Erstellung dieser Arbeit unterstützt haben.

Ein besonderer Dank gilt meiner Diplomarbeitsbetreuerin Prof. Dr. Gertraud Diem-Wille, denn sie war stets für mich ansprechbar und hat mir die Freiheit gelassen, die Arbeit nach eigenen Vorstellungen zu entwickeln.

Außerdem möchte ich mich bei meiner weiteren Fachbetreuerin Prof. Dr. Doris Ingrisch bedanken, die mit sehr viel Engagement und guten Ideen meine Diplomarbeit betreut hat.

Ebenfalls bedanken möchte ich mich bei meinen Eltern, die mich nicht nur finanziell, sondern auch moralisch sehr unterstützt haben sowie bei Daniel Ivancic der mir eine besondere Hilfe war.

Nicht zuletzt gilt den Interviewpartnerinnen, die sich so freundlich dazu bereit erklärt haben, mich ihre persönlichen Ansichten und Meinungen für die vorliegende Diplomarbeit verwenden zu lassen, ein besonderer Dank.

Kurzfassung

Ausgehend von der Tatsache, dass sich im Beruf der KindergartenpädagogIn in Österreich zu 99% Frauen befinden, stellt diese Diplomarbeit einen Versuch dar, einen Zusammenhang zwischen bestehenden gesellschaftlichen Bildern von „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“, letzteres verstanden als geschlechterunabhängige soziale Ressource, sowie diesem Beruf herzustellen.

Der theoretische Teil widmet sich der Begriffsklärung von „Mütterlichkeit“ und „Weiblichkeit“ sowie deren Entstehung und Reproduktion aus einer psychoanalytischen Perspektive. Basierend auf der Annahme, dass Individuen als gesellschaftlich vermittelt zu verstehen sind, gilt es die hohe Affinität von Frauen an diesem Beruf sowie deren gesellschaftliche Einbettung herauszuarbeiten.

Im empirischen Teil werden mittels narrativer Interviews und einer anschließenden psychoanalytischen Interpretation subjektive Sichtweisen und Vorstellungen von „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“ sowie die konkreten Motivationsgründe der Probandinnen für den Beruf expliziert.

Abstract

Taking as a basis the fact, that 99% who are working in the profession of the kindergarten teacher in Austria are women, this diploma thesis tries to create a connection between existing societal images of “femininity” and “motherliness” and the mentioned profession. “Motherliness” in this sense is being understood as a gender neutral social resource.

The theoretical part is concerned with the determination of the terms “motherliness” and “femininity”, as well as their creation and reproduction from a psychoanalytical perspective. Based on the assumption, that individuals are to be understood as interrelated with society, it is necessary to bring out the high affinity of women in this profession, as well as their societal embedment.

The empirical part is going to explicate subjective points of views and ideas of “femininity” and “motherliness” and the interview partners` specific motivations to take up their profession, by means of narrative interviews and an ensuing psychoanalytical interpretation.

I. Theoretischer Teil

Einleitung

Ausgangspunkt für meine Diplomarbeit sind die unterschiedlichen und teilweise widersprüchlichen gesellschaftlichen Erwartungen, die an junge Frauen gestellt werden. Zwischen den immer noch bestehenden traditionellen¹, aber auch den neuen „modernen“ Rollenbildern, gilt es einen Lebensweg einzuschlagen.

Obwohl sich das Frauenbild in den letzten Jahrhunderten verändert hat, befinden sich viele Frauen in „typisch weiblichen“ Berufen – wie etwa in den Bereichen Gesundheit und Pflege sowie Soziales und Erziehung. Diese Bereiche stimmen mit dem traditionellen Bild von „Weiblichkeit“ und ihrer impliziten „Mütterlichkeit“ überein.

In dieser Arbeit möchte ich es mir zur Aufgabe machen, nach der Entstehung von „Weiblichkeit“ in einem psychoanalytischen Sinn zu fragen. Damit dies gelingen kann, soll die Entwicklung der Geschlechtsidentität und deren Reproduktion in den Fokus genommen werden. Ich möchte versuchen, einen Zusammenhang zwischen der Entwicklung der psychischen Geschlechtsidentität und dem späteren Berufsleben von Frauen, die in einem typisch „weiblichen“ Beruf arbeiten, herzustellen. Dies soll durch eine theoretische und eine empirische Bearbeitung erfolgen. Der empirische Teil ist der Analyse von qualitativen Interviews mit Frauen, die als Kindergartenpädagoginnen tätig sind, gewidmet. Hierbei sollen exemplarisch subjektive Bilder von „Mütterlichkeit“ und „Weiblichkeit“ sowie ein möglicher Zusammenhang zum ausgeübten Beruf herausgearbeitet werden. Da ein solcher „mütterlicher“ Beruf mit dem modernen Frauenbild konkurriert, soll untersucht werden, wie diese Frauen mit diesem Konflikt umgehen. Die Spannung zwischen der je eigenen wahrgenommenen Realität und der gesellschaftlichen, die dazu tendiert, traditionelle „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“ abzuwerten, soll herausgearbeitet werden.

¹ Der Begriff traditionell bezieht sich auf das bürgerliche Ideal der Kleinfamilie, welches sich durch die Abspaltung der „wirtschaftlichen Einheit“ vom „ganzen Haus“ in der Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelte (vgl. Hausen 1987, S.163). Die Etablierung von naturhaft anerkannten „Geschlechtscharakteren“ führte zur Zuschreibung der Frau gemäß ihrer „Bestimmung“ zur „Gattin, Hausfrau und Mutter“ (vgl. ebd. S.165f). Wobei „Öffentlichkeit und Familie, Erwerbsarbeit und Hausarbeit als Kontrast angesprochen werden“ (ebd.S.175).

1 Hinführung zum Thema

Die strukturell verankerten, jedoch historisch gewachsenen Geschlechterrollen tragen einen wesentlichen Teil zu einer geschlechtsspezifischen Berufswahl bei. Wie sich im Frauenbericht 2010 des Bundeskanzleramt Österreich nachlesen lässt, sind Frauen in den „traditionellen Frauenberufen“ immer noch überrepräsentiert und seltener als Männer in Führungsetagen zu finden (vgl. Heinisch-Hosek, 2010, S. 143ff). Die Geschlechtsbilder implizieren einerseits Attribute und Eigenschaften, die weitgehend gesellschaftlich anerkannt als typisch „weiblich“ oder typisch „männlich“ gelten, andererseits beinhalten sie Zuschreibungen zu bestimmten Verantwortungsbereichen. In diesem althergebrachten Sinn sind Frauen diejenigen, die im Zentrum der reproduktiven Sphäre stehen, während den Männern die produktive Sphäre vorbehalten ist. „Weiblichkeit“ ist demnach grundlegend mit dem Attribut der „Mütterlichkeit“ verstrickt, wie beispielsweise Nancy Chodorow in „The Reproduction of Mothering“ (1979) aufzeigt. „Mütterlichkeit“ wird weitläufig mit Fürsorge, Pflege, Aufopferung, Liebe und Altruismus assoziiert, wobei wie jeder Begriff auch dieser individuell verschiedene Bilder und Assoziationen evoziert.

Seit den Bestrebungen nach Gleichberechtigung existieren jedoch auch andere Frauenbilder wie zum Beispiel jenes der starken, unabhängigen, selbstbewussten Frau, die sich der reproduktiven Sphäre entzogen hat und als Teil der produktiven „Männerwelt“ betrachten kann bzw. muss. Die „moderne“ Frau legt Wert auf Karriere und stellt sich selbst und ihre Bedürfnisse in den Mittelpunkt ihres Lebens.

Diese widersprüchlichen Bilder und die damit verbundenen Anforderungen, die an Frauen herangetragen werden, führen nicht selten zu Konflikten, die sich auf verschiedenen Ebenen äußern: Welches Frauenbild kann als Vorbild bzw. als Identifikationsfläche dienen? Welche berufliche Laufbahn soll demnach eingeschlagen werden? Mit welchen Interessen und Tätigkeiten kann „frau“ sich identifizieren?

Empirische Studien der Frauen- und Geschlechterforschung zeigen auf, dass sich junge Frauen bei ihrer Berufs- und Studienwahl „deutlich anders orientieren“ als junge Männer (vgl. Rosowski 2009, S. 129, zit. n. Cornelißen et al. 2002, S. 357f). Mädchen werden in ihrer Berufswahl häufig von einer so genannten „doppelten Orientierung“ geprägt (vgl. Dichatschek 2008). Wie die Shell Jugend-Studie 2002 zeigen konnte, sehen viele junge Frauen eine Unvereinbarkeit zwischen Familie und Karriere, während junge Männer problemlos beides gemeinsam planen (vgl. Shell Deutschland Holding 2002, S. 86ff, zit. n. Dichatschek 2008). Statistiken zeigen, dass die Geburt eines Kindes bei Frauen durch die Unterbrechung der

beruflichen Laufbahn meist eine „deutliche Reduzierung der Erwerbsarbeit (geringfügige Beschäftigung, Teilzeit)“ bewirkt. „Bei den Männern ist eher ein umgekehrter Trend zu verzeichnen.“ (Heinisch-Hosek, 2010, S.127) Die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die oftmals widersprüchliche Anforderungen impliziert, nimmt bei der Lebensplanung junger Frauen einen größeren Stellenwert ein als sie dies bei Männern tut (vgl. Rosowski 2009, S. 129). Barbara Keddi, beschäftigte sich aus einer theoretischen sowie aus einer empirischen Perspektive mit biographischen Handlungen junger Frauen und zeigte die „Widersprüchlichkeit der Leitbilder mit denen junge Frauen konfrontiert sind“ auf (vgl. Keddi 2002, S.39). Sie verweist auf zahlreiche frauen- und familiensoziologische Studien, welche dieses Dilemma und die Notwendigkeit der einzelnen Menschen, Lösungen dafür zu finden, bestätigen (vgl. ebd.). Allerdings macht sie darauf aufmerksam, dass der „doppelte Lebensentwurf“ nur „ein Dilemma junger Frauen“ ist, und deshalb nicht verallgemeinerbar für alle Frauen gelten kann - dies würde die „Vielfalt und Konflikthaftigkeit weiblicher Selbstentwürfe“ vereinfachen. Außerdem ließe eine solche Verallgemeinerung wenig Raum abseits der Kategorien „Beruf und Familie“ (vgl. Keddi 2002, S.54). Vera King und Karin Flaake schätzen die gesellschaftlichen Möglichkeiten der Lebensgestaltung von Mädchen folgendermaßen ein:

„So sind für Mädchen vorgegebene Möglichkeiten einer Lebensgestaltung nicht nur mit widersprüchlichen Anforderungen und unterschiedlichen sozialen Realisierungschancen verbunden, sondern auch auf eine Weise emotional besetzt und affektiv eingebunden, die sie zu Trägern unbewusster Bedeutungen und entsprechender Konfliktpotentiale werden lassen“ (Flaake/King 1992, S.19).

1.2 Fragestellungen und Hypothesen

Die These, die ich für meine Diplomarbeit aufstellen möchte, ist, dass sich viele Frauen, um diesem Konflikt der widersprüchlichen Anforderungen zu entkommen, für „mütterliche“ Berufe entscheiden. Dorothea Geissler stellt fest, dass eine solche Berufswahl als Kompromisshandlung verstanden werden kann - denn sie ermöglicht es, einerseits dem klassischen Frauenbild gerecht zu werden und andererseits eine „moderne berufstätige“ Frau, die soziale Anerkennung genießt, zu sein. Berufe, die mit mütterlichen Attributen wie Pflege und Erziehung zu tun haben, fallen in diese Kategorie.

Im Rahmen dieser Diplomarbeit soll gezeigt werden, dass die Berufswahl nicht nur aus bewussten, sondern auch aus unbewussten Motiven erfolgt. Es soll beleuchtet werden,

inwiefern sich die (unbewusste und bewusste) Annahme der geschlechtlichen Identität auf die Berufswahl auswirkt. Für die Herausbildung der geschlechtlichen Identität bzw. der Psyche, sind Identifizierungsvorgänge von zentraler Bedeutung. Durch den Ödipuskomplex kommt es zur Identifizierung mit einem Elternteil und damit zur Annahme einer Geschlechtsrolle. Das Über-Ich, welches sich durch die Identifizierung mit elterlichen Autoritäten, gesellschaftlichen Normen und Werten bildet, liefert eine Schnittstelle zum gesellschaftlichen Kontext.

Die zentrale Fragestellung der Diplomarbeit lautet also, inwieweit die familiäre Dynamik bzw. die damit verstrickten frühkindlichen Identifizierungen mit der Mutter², beeinflussend auf die Berufswahl von Frauen wirken können. Grundlegend kann hierfür die Annahme gelten, dass Menschen als „Produkte ihrer Erziehung“ verstanden werden (vgl. Diem-Wille 1996, S.15). Es stellt sich daher die Frage, wie sich Erziehung und Entwicklung von Frauen in sozialen Berufen gestaltet haben. „Welche Vorbilder, Modelle und Formen der Konfliktbewältigung haben sie im Laufe ihrer Erziehung gewählt?“ (Diem-Wille 1996, S.16).

Um diese Fragen systematisch, zuerst theoretisch und danach empirisch, zu bearbeiten, sollen folgende Unterfragen thematisiert werden:

- ❖ Wie kann der Begriff „Mütterlichkeit“ verstanden werden?
- ❖ Wie kann der Begriff „Identifizierung“ verstanden werden?
- ❖ Wie entsteht eine Geschlechtsidentität aus psychoanalytischer Sicht?
- ❖ Inwieweit beeinflusst die Beziehung zur Mutter und das gesellschaftliche Mutterbild eine junge Frau bei der Berufswahl?
- ❖ Welche konkreten Motivationsgründe für den Beruf lassen sich bei den ausgewählten Beispielen feststellen?

Ziel der Arbeit ist es also, einen tieferen Einblick in die Motive der Berufswahl von Frauen zu bekommen. Es soll ein möglicher Grund für das überdurchschnittliche Interesse der Frauen an sozialen Berufen herausgegriffen werden. Die psychoanalytische Sichtweise ermöglicht es die „Konflikthaftigkeit weiblicher Lebensentwürfe“ sichtbar werden zu lassen (vgl. Flaake/King 1992, S.18).

„Durch eine Erweiterung der Analyse um die Dimension unbewusster Identifizierungen, Wünsche, Phantasien und Ängste wird deutlich, dass die Orientierung von Mädchen an beruflicher Arbeit bzw. Partnerschaft und

² Wobei mit Mutter nicht nur die biologische konkrete Mutter gemeint ist, sondern auch das gesellschaftliche Bild, welches in dieser Mutter-Kind Beziehung herrscht.

Kindern häufig keine gleichgewichtige und allein durch rationale Strategien auszubalancierende ist.“ (Flaake/King 1992, S.18).

Im empirischen Teil soll besonders auf die „innere Realität“ sowie die persönlichen biographischen Zusammenhänge der jeweiligen Frauen eingegangen werden. Weiters sollen deren subjektive Mutterbilder, die durch die Erfahrung mit der eigenen konkreten Mutter entstanden sind, herausgearbeitet werden. Da die eigene Mutter als historisch gewachsen, im Sinne ihrer Verstricktheit mit gesellschaftlichen Bildern und Normen verstanden werden kann, ist hier die Schnittstelle zum gesellschaftlichen Kontext gegeben. Es soll versucht werden herauszuarbeiten, inwieweit bei diesen Frauen gegensätzliche gesellschaftliche Anforderungen wahrgenommen werden und wenn ja, ob die Berufswahl als Kompromiss gedeutet werden kann.

Die Frage ist, ob bei diesen Frauen, die einen klassisch „weiblich-mütterlichen“ Beruf ausüben, die Erfahrungen mit der eigenen Mutter (bzw. die unbewussten Identifizierungen mit ihr) und das damit verstrickte herrschende Bild von „Weiblichkeit“ (und die Identifizierungen damit) eine Rolle bei der Berufswahl spielten.

Ich habe mich dazu entschlossen, die Interviews, auf Frauen die als Kindergartenpädagoginnen tätig sind, zu beschränken, da diese Tätigkeit ein hohes Maß an „Mütterlichkeit“ abverlangt. Durch die Beschränkung auf eine Berufsgruppe soll es möglich werden die einzelnen Persönlichkeiten und biographische Erzählungen besser vergleichbar zu machen. Im empirischen Teil wird noch näher auf die Auswahl der Stichprobe eingegangen werden.

1.3 Methodisches Vorhaben

Da die Bearbeitung des Themas sowohl auf einer theoretischen als auch auf einer praktischen Ebene erfolgt, möchte ich nach der von Glaser und Strauss begründeten Methode der „Grounded Theory“ vorgehen, wobei von bestimmten Vorannahmen und Fragestellungen ausgegangen wird, die den theoretischen aber auch den empirischen Untersuchungsprozess leiten. Auch wenn anfängliche Hypothesen und Fragestellungen, die oben ausgeführt wurden, als untersuchungsleitend gelten können, soll eine gewisse Offenheit für die empirischen Interviews erhalten bleiben. Empirie und Theorie sollen sich im Sinne einer

gegenstandsverankerten Theoriegenerierung ergänzend und gleichwertig gegenüber stehen (vgl. Glaser/Strauss 2005).

Durch Einlesen in einschlägige Literatur und Herausarbeiten bestimmter Aspekte mittels hermeneutischer Methode soll also ein theoretisches Gerüst erarbeitet werden, welches durch qualitative Interviews und konkrete biographische Erzählungen aus dem Leben der Probandinnen ergänzt wird. Die Auswertung greift auf die Theorie zurück und versucht eine Synthese herzustellen. Da sich die Psychoanalyse als praxisnahe Theorie versteht, die in gewissem Sinne aus der Praxis entstanden ist, lassen sich die beiden Sphären Theorie und Praxis im Grunde nicht ganz trennen. Die beiden „Pole“ befinden sich ständig in einem Wechselspiel. Wenn also mittels qualitativer, subjektorientierter Forschung Ergebnisse erzielt werden können, so soll in einem letzten Schritt eine Synthese mit den theoretischen Ergebnissen versucht werden. In diesem Sinn kann von einem zirkulären Forschungsvorhaben gesprochen werden.

Dennoch gliedert sich die Arbeit formal in einen theoretischen und einen empirischen Teil.

Zunächst soll der Begriff „Mütterlichkeit“ und seine verschiedenen Aspekte herausgearbeitet werden. Nach Bearbeitung der Komplexität, Problematik und Widersprüchlichkeit des Begriffs, wird die Herausbildung der geschlechtlichen Identität, insbesondere der „weiblichen“, thematisiert, wofür die psychosexuelle Entwicklung und der Ödipuskomplex in den Fokus geraten. Der Ödipuskomplex wird in seiner ursprünglichen Konzeptualisierung nach Freud dargestellt, um dann mit Kritiken und Weiterentwicklungen ergänzt zu werden. Auch der Begriff der Identifizierung soll geklärt werden. Die Bedeutung der Bewältigung ödipaler Konflikte sowie die Relevanz der Adoleszenz sollen ebenso herausgearbeitet werden. Nicht zuletzt sollen die theoretischen Betrachtungsweisen zusammenfassend und in Bezug auf das Thema der Diplomarbeit dargestellt werden.

Der zweite Teil der Arbeit wird aus einer exemplarischen, empirischen Forschung bestehen. Durch Interviews mit drei verschiedenen Kindergartenpädagoginnen im Alter von 20 bis 30 Jahren, sollen die theoretischen Überlegungen ergänzt werden. Die empirische Forschung ermöglicht hier einen praktischen Zugang, der durch die jeweiligen persönlichen Erzählungen zeigen kann, ob sich die aufgestellten Hypothesen in konkreten Beispielen wieder finden lassen.

Als qualitative Erhebungsmethode werden narrative Interviews durchgeführt. Das narrative Interview nach Fritz Schütze versucht über das Erzählen von Ereignissen, Einstellungen, Wertungen etc. Einsichten in Normen, Regeln, Wert- und Deutungsmuster bestimmter Personen zu gewinnen (vgl. Schütze 1983). Das Ziel ist also nicht, allgemeingültige oder

repräsentative Ergebnisse zu erlangen, sondern Einsicht in subjektive Bedeutungsmuster zu bekommen, die - nur weil sie subjektiv sind - nicht weniger aufschlussreich sein müssen. Narrative Interviews lassen trotz der Erstellung eines Interviewleitfadens den Interviewpersonen sehr viel persönlichen Freiraum sowie Platz und Möglichkeit zur Darstellung der eigenen Lebensgeschichte: „Durch das freie Erzählen können innere Konflikte und psychische Probleme dargestellt werden“ (Diem-Wille 1996, S.18). Die Herausforderung ist es, den Erzählprozess möglichst wenig zu lenken - ihm seinen natürlichen Fluss zu erlauben und dennoch darauf zu achten, dass die zentralen Fragen beantwortet werden (vgl. ebd). Ausgewertet sollen die Interviews mittels einer psychoanalytisch orientierten hermeneutischen Interpretation werden. Dafür werden sie zuerst wörtlich transkribiert und im Anschluss assoziativ interpretiert. Im empirischen Teil wird noch näher auf die Methoden der Erhebung und der Auswertung eingegangen werden.

2 „Mütterlichkeit“

Im Folgenden soll eine Annäherung an den Begriff „Mütterlichkeit“ versucht werden. Da jeder Mensch in gewisser Hinsicht mit „Mütterlichkeit“ konfrontiert wurde oder wird, erscheint die starke emotionale Besetzung des Begriffs nachvollziehbar (vgl. Heidinger 2010, S.123). Heidinger schreibt in ihrem Werk „Das Prinzip Mütterlichkeit“ treffend: „Man wird kaum einen anderen ‚Gegenstand‘ finden, der in solchem Ausmaß Assoziationen auslöst, die emotional aufgeladen sind“ (Heidinger 2010, S.16). Sie zeigt auf, dass „Mütterlichkeit“ in unserer Gesellschaft kein hohes Ansehen genießt, denn sie werde als „anstrengend, altmodisch und unattraktiv“ wahrgenommen, und plädiert für eine Neubewertung dieser Haltung (vgl. Heidinger 2010, S. 11).

Ich möchte es mir zur Aufgabe machen, den diffusen Begriff „Mütterlichkeit“ in seine einzelnen Aspekte zu teilen und definatorische Annäherungen zu versuchen, um dadurch einen begrifflich eindeutigeren Zugang zu ermöglichen. Auch der Begriff „Weiblichkeit“ soll von jenem der „Mütterlichkeit“ abgegrenzt werden, wenngleich die offensichtlichen Verbindungen auch herausgearbeitet werden. Um die Uneindeutigkeit der beiden Begriffe herauszuheben, werden sie unter Anführungszeichen gesetzt.

Im empirischen Teil wird noch einmal sichtbar werden, wie all diese Begriffe oft synonym verwendet werden und welche Ungenauigkeiten im alltäglichen Umgang dadurch entstehen. Der Zusammenhang zwischen der eigenen konkreten Mutter, dem bestehenden subjektiven „Mutterbild“ sowie dem vermeintlich allgemeinen Begriff „Mütterlichkeit“ wird zur Geltung kommen. Durch die subjektiven Zugänge, welche die Interviews ermöglichen, kann ein Querschnitt gelegt werden und somit ein weiterer Beitrag zum bestehenden Bild von „Mütterlichkeit“ geleistet werden.

2.1 Definition und Differenzierung

„Mütterlichkeit“ kann als „geschlechterübergreifende soziale Ressource“ betrachtet werden (Heidinger 2010, S.15). Ich möchte mich der Differenzierung Heidingers in: Mutterschaft, Mutter-Sein und „Mütterlichkeit“ anschließen. Wenngleich diese eine relativ willkürliche ist, so schafft sie eine Trennung zwischen der biologischen Mutterschaft, dem sozialen Aspekt

des Mutter-Seins und der geschlechtsunabhängigen menschlichen Haltung „Mütterlichkeit“ (vgl. ebd. S.124f).

Mutterschaft meint also lediglich den biologischen Vorgang von der Zeugung über die Schwangerschaft bis zur Geburt. Auch wenn sich Mutterschaft im historischen Wandel der Zeit verändert hat (medizinische Fortschritte), so ist der Kern, als elementarer und existentieller Bestandteil menschlichen Lebens, der an die biologische Voraussetzung der Frau gebunden ist, gleich geblieben (vgl. ebd. 124).

„Mutter-Sein“ hingegen kann als soziales Konstrukt des jeweiligen historischen, kulturellen, sozialen, aber auch ökonomischen Kontextes verstanden werden. Die anthropologische Grundannahme des Menschen als „physiologische Frühgeburt“ (Portmann 1956) evoziert „Mutter-Sein“ als gesellschaftliche Aufgabe Kinder zu begleiten (vgl. ebd. S.125).

„Mütterlichkeit“ definiert Heidinger als menschliche Haltung, die wesentlich für die Begleitung von Kindern ist. Sie ist jedoch nicht an eine biologische Mutterschaft geknüpft, sondern vielmehr Teil jeder sozialen Beziehung. Alle Menschen, auch jene die für sich selbst sorgen können, haben in bestimmten Lebenslagen wie z.B. Krankheit ein Bedürfnis nach Schutz, Verbundenheit und Fürsorge, wodurch „Mütterlichkeit“ definiert wird. Demnach hat „Mütterlichkeit“, als notwendige Grundlage für individuelles und gesellschaftliches Leben quasi universellen Charakter, denn sie bedeutet: „Leben fördern und Leben erhalten“ (ebd.). Eine biologische Mutter weist also nicht naturgegeben die menschliche Haltung der „Mütterlichkeit“ auf. Heidinger spricht sich für eine Loslösung vom „weiblichen“ Geschlecht aus und bezeichnet „Mütterlichkeit“ als geschlechterübergreifend. Als „mütterliche“ Qualitäten nennt sie unter anderem: Sorgen, Pflegen, Hüten, Begleiten, Schützen, Verteidigen sowie Nähren und Fördern der körperlichen, seelischen und mentalen Entwicklung (Heidinger 2010, S. 195).

Wenig bedacht ist hierbei der Aspekt, dass „Mütterlichkeit“ nicht nur Aufopferung und Behütung bedeutet, sondern auch eine Machtposition gegenüber dem Kind (bzw. der Person). „Mütterlichkeit“ hat also in diesem Sinn auch etwas mit Leiten, Führen oder „Managen“ zu tun.

Mutterliebe ist ein weiterer Begriff der dem Komplex „Mütterlichkeit“, Mutter-Sein und Mutterschaft zuzuordnen ist. Die Metapher *Liebe*, aber auch der Begriff *Mutter*, der meist die leibliche Mutter meint, suggerieren eine Naturwüchsigkeit, die es zu hinterfragen gilt.

Eine kurze historische Annäherung soll daher aufzeigen, dass Mutterliebe keine notwendigerweise in Frauen bestehende Haltung ist. Es soll bewusst werden, dass Frauen nicht notwendigerweise Mutterliebe aufbringen, diese nicht notwendigerweise in sich tragen und deshalb auch nicht notwendigerweise, in einem „liebenden“, „mütterlichen“ Beruf sein müssen. Badinter (1981) stellt in „die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute“ Überlegungen zum gesellschaftlichen Umgang mit dem Phänomen Mutterliebe an. Vor dem 19. Jahrhundert gab es eine hohe Säuglingssterblichkeit und es war üblich Kinder an Ammen abzugeben (vgl. Badinter 1981, S.35ff). Erst mit dem 19. Jahrhundert bekam die Haltung von Müttern gegenüber Kindern einen höheren Stellenwert. Die vermeintliche Feststellung eines Mutterinstinkts trug zu einer Institutionalisierung der „biologischen Liebe“ bei. Trotz dieses gesellschaftlichen Kunstgriffs konnte in der Realität vom 17. Jahrhundert bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhundert kein Vorhandensein eines solchen Instinkts festgestellt werden, wie Badinter konstatiert (vgl. Badinter 1981, S.11). Auch Aries (2007) kam durch die Beschäftigung mit der „Geschichte der Kindheit“ zum Ergebnis, dass keine naturwüchsige Mutterliebe existiere, sondern diese eher als Konstrukt, welches sich aus einer Romantisierung der „guten alten Zeit“ entwickelt habe, zu verstehen sei (vgl. Aries 2007, S.92ff). Sichtermann stellt fest, dass Mutterliebe zwar eine „Naturbasis“ habe, sich jedoch in „Individuen jeden Alters und Geschlecht“ entwickeln kann, aber auch in allen diesen zerstörbar sei (vgl. Sichtermann 1985, S 24).

Der Begriff der Mutterliebe fand auch Eingang in den wissenschaftlichen Diskurs (Heidinger 2010, S.166). In den 70er und 80er Jahren wurden verschiedenen Forschungen, die die Bedürfnisse des Kindes und dessen Entwicklung in den Vordergrund stellten, populär - die Notwendigkeit einer „Mutter-Kind-Beziehung“ wurde deutlich. Bowlby oder Ainsworth sind als Theoretiker zu nennen, die darauf hinwiesen, wie wichtig eine Bezugsperson, die dem Kind ein gewisses Maß an „Liebe“ entgegenbringt, für die Entwicklung ist (vgl. ebd.).

Der Begriff der Mutterliebe weist jedoch eine sehr starke emotionale Konnotation auf und entzieht sich ähnlich wie der metaphorische Begriff *Liebe* einer fixen Definition, weshalb die wissenschaftliche Arbeit mit diesem Begriff vergleichsweise marginal ausfiel (vgl. Heidinger S.163)³.

³ „Der Begriff Mutterliebe ist, wie die anderen Aspekte des Komplex „M“ [Mütterlichkeit] kein scharf umrissener Begriff. Er selbst war als Begriff und Phänomen bisher nicht in größerem Umfang Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, sondern nur im Kontext von Überlegungen über Bedürfnisse von Kindern.“ (Heidinger 2010, S.163)

2.1.1 Geschichtlicher Abriss des Mutter-Seins

Im Folgenden soll das „Mutter-Sein“ im Wandel der Zeit kurz dargestellt werden, um zu verdeutlichen, dass sich dieses immer wieder verändert hat und an gesellschaftliche und soziale Rahmenbedingungen geknüpft ist. Dieser geschichtliche Überblick ermöglicht es, zu veranschaulichen, dass „Mutter-Sein“, ebenso wie Mutterliebe, keine zwangsweise existierenden, naturgegebenen Ressourcen sind und daher auch nicht als „natürlicher Wesenszug einer Frau“ bewertet werden können.

Hier wird auch sichtbar, dass sich die Geschichte des „Mutter-Seins“ nicht von jener des „Frau-Seins“ trennen lässt und außerdem sehr eng mit der Geschichte der Kindheit zusammenhängt (vgl. Heidinger 2010, S. 126).

In *vorindustrieller Zeit* gab es kein Bewusstsein für die Kindheit als solche, weshalb nur wenig Zeit für Pflege und Erziehung aufgewendet wurde (vgl. Beck-Gernsheim 1989, S.18). Ebenso trug die hohe Arbeitslast ihren Teil dazu bei, Kinder, sobald sie sich physisch zurechtfinden konnten, wie kleine Erwachsene zu behandeln - sie waren wichtige Arbeitskräfte und gewährleisteten eine Altersvorsorge (vgl. Beck-Gernsheim 1989, S.17). Kinder lebten genauso wie Männer, Gesinde und Alte in den großen Haushalten (Wirtschaftsgemeinschaften) mit (vgl. ebd. S.15). Aus den historischen Quellen wird deutlich, dass sich „Mutter-Sein“ auf Ernähren, Pflegen und Beaufsichtigen der Kinder beschränkte. Aber selbst für diese Aufgaben konnte meist nur wenig Zeit aufgewendet werden, weshalb sie oft „nebenher“ von den im Verband lebenden Personen, die gerade als Arbeitskraft entbehrlich waren, erledigt wurden (vgl. ebd.). Väter waren meist für das Beibringen von Glauben und Gehorsam zuständig (vgl. ebd. S.18). Es existierten also starre, klare Rollenbilder, die offenbar nicht reflektiert wurden und einen Orientierungsrahmen lieferten (vgl. Heidinger 2010, S.129). In vorindustrieller Zeit bis ins 19. Jahrhundert war das „Mutter-Sein“ eng an das „Frau-Sein“ gekoppelt - Mutterschaft gehörte zur „normalen Frauenbiographie“ als Selbstverständlichkeit dazu (vgl. Beck-Gernsheim 1989, S.19).

Durch die *Industrialisierung* kam es zu einem sozialen Wandel: Haus und Arbeitsstätte wurden sukzessive voneinander getrennt und ein neues ideales Leitbild entstand (vgl. Heidinger 2010, S. 128). Männer nahmen außerhäusliche Erwerbsarbeit an, während Frauen zu Hause blieben und unbezahlte Arbeit leisteten. Durch die immer existentieller werdende Erwerbsarbeit wurde die häusliche Arbeit abgewertet. Obwohl diese Trennung nur im Bürgertum praktiziert werden konnte, denn in den ärmeren Schichten mussten die Frauen zusätzlich außerhäuslicher Erwerbsarbeit nachgehen, so galt dieses Bild als allgemein

erstrebenswert (vgl. Beck-Gernsheim 1989, S.20). Mit der Herauskristallisierung der „weiblichen“ Zuständigkeitsbereiche entwickelten sich die Geschlechterrollen weiter auseinander und wurden als „ergänzend“ wahrgenommen (vgl. ebd. S.21). Hausen drückt diese Vorstellung treffend aus:

„Mann und Frau sind nach Natur und Bestimmung auf Ergänzung angelegt und demgemäß ist es einem einzelnen Menschen unmöglich, sich zur harmonischen Persönlichkeit zu entwickeln“ (Hausen 1978, S.169).

Das Gegensatzpaar „schwaches“ und „starkes“ Geschlecht etablierte sich (ebd.). Frauen bekamen die Aufgabe für Alte, Schwache und Kinder zu sorgen und sollten die „Härten des Männeralltags“ kompensieren (vgl. Heidinger 2010, S.129). Diese Geschlechterrollen fungierten nicht nur als ideelles Leitbild, sondern manifestierten sich auch in der rechtlichen Lage von Frauen, wie z.B. die Tatsache zeigt, dass Mädchen bis ins 19. Jahrhundert kaum Bildungschancen hatten (vgl. ebd. 129).

In der *zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts* wurde die Erziehung durch die Etablierung der allgemeinen Annahme, dass diese eine grundlegende Basis für das zukünftige Leben darstelle, neu definiert und bedeutungsvoller (vgl. ebd. S.131). Einen wesentlichen Beitrag hierzu leisteten Aufklärungsmaßnahmen über Hygiene, um der hohen Kindersterblichkeit entgegenzuwirken, sowie der Erziehungsroman „Emile“ von Rousseau (1762). Über Mutterschaft gelang es Frauen einen gesellschaftlichen Aufstieg zu erlangen bzw. eine „Funktion“ in der Familie inne zu haben, weshalb auch Frauen an der Etablierung dieses Ideals interessiert waren (Heidinger 2010, S.131). Es wird also deutlich, dass Mutterschaft die Diskrepanz zwischen „männlichen“ und „weiblichen“ Biographien verstärkt und erhärtet (vgl. ebd. S.132).

Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die frühe Frauenbewegung in Amerika, die sich für die gesellschaftliche Partizipation von Frauen einsetzte, aber trotzdem das „Mutter-Sein“ als „heilige“ Aufgabe betrachtete (ebd. S. 132). Anfang des 20. Jahrhunderts lieferte auch die deutsche Frauenbewegung neben der Forderung nach Geburtenkontrolle eine Wertsteigerung der „Mütterlichkeit“, wie folgendes Zitat zeigt: „Die verheiratete Frau soll die Idee der Mütterlichkeit in ihrer Familie verwirklichen, die unverheiratete soll ‚seelische Mütterlichkeit‘ in ihren Beruf einbringen.“ (Beck-Gernsheim 1989, S.49) Die Fähigkeit zur Mutterschaft als Besonderheit der Frau sollte in pflegerischen und sozialen Berufen genutzt werden (vgl. Heidinger 2010, S.132). Berufe für Frauen, wie Gouvernante, Erzieherin, Hausdame und Hebamme entwickelten sich. Später kamen Lehrerin, Krankenschwester und Kindergärtnerin dazu (vgl. ebd. 133). Das Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ entstand.

Als Grundlage hierfür diente die „mütterliche Erziehungstheorie“ von Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1824), sowie die Kindergartenpädagogik von Friedrich Fröbel (1782-1852) (vgl. Kuhn 2002, S.75). Henriette Schrader-Breyman, Helene Lange, Gertrud Bäumer und Alice Salomon können als Vertreterinnen dieses Konzepts gelten. Idee desselben war es, die „weibliche Eigenart“ in sozialen Berufen zu nutzen.

Helene Lange definierte diese als „jenen bekannten Zug zum Persönlichen und Konkreten, jene schnellere und tiefere Föhlung mit menschlicher Eigenart; sie ist der Urgrund des psychischen Altruismus, des Mitleids, der Liebe, die auch in ihren geistigsten Formen die Zöge des Weibes trögt.“ (ebd. S. 76, zit. n. Lange 1887, S.206).

Frauen in diesen Berufen waren jedoch zum Zölibat verpflichtet. Dieses „garantierte zwar die ‚professionell‘ ausgeübte Tötigkeit zur Hauptarbeitszeit, verhinderte aber eine den Status abrundende gesellschaftliche Etablierung nach mÖnnlichem Muster“ (Kuhn, 2002, S.74). Fleßner weist daher darauf hin, dass „Geistige Mütterlichkeit [...] keineswegs das radikale gesellschaftliche Gegenkonzept zur traditionellen Familienrolle der Frau [war,] sondern Ersatzkonzept, ein Konzept, in das das Paradigma der patriarchalen bürgerlichen Familie tief eingelassen war“. (Fleßner 1994, S.13).

Allmöhlich veränderte sich dennoch das Bild der selbstlosen Mutter und es kam zu einem deutlichen Geburtenrückgang. Die Bedeutung des Kindes und dessen Bedürfnisse wurden als immer wichtiger erachtet - „Geburtenkontrolle aus Liebe zum Kind“ war die Antwort darauf (Beck-Gernsheim 1989, S.54). Die bürgerliche Familienzusammengehörigkeit wurde immer weniger wichtig, denn Frauen drängten zunehmend nach Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Viele junge Frauen wanderten vom Land in die Stadt, um dort ihre neue Selbständigkeit auszukosten. Neben dem Verlust von Kontrolle, bedeutete dies aber auch oft Verlust von Halt, Sicherheit und Geborgenheit (Heidinger 2010, S.134). „Mutter-Sein“ begann also schon seit dem späten 19. Jahrhundert mit dem Bedürfnis nach Selbstverwirklichung zu konkurrieren (vgl. ebd.).

In der Zeit des *deutschen Nationalsozialismus* von 1939 bis 1945 kam es zu einem starken Bruch in der Emanzipationsentwicklung. Der Begriff Mutter erfuhr in dieser Zeit eine ideologische Aufladung, die bis heute nachwirkt (vgl. Heidinger 2010, S.134). Durch Einföhrungen wie die Ehrung mit dem Mutterkreuz und die Ernennung der Mutter zur „wichtigsten Bürgerin“ entstand ein Mutterkult, der das konservative Frauenbild mit rassebiologischen Grundsätzen vereinte (vgl. Vinken 2007, S.217). Die „arische Mutter“ wurde aufgewertet und „religiös überhöht“, denn ihre bedeutungsvolle Aufgabe war es, „arische Kinder“ zu gebären (ebd. S.220f). Nach Heidinger kam es aufgrund dieser

ideologischen Aufladung zu einer „Quasi-Tabuisierung“ des Begriffs „Mutter“: „Es hat sich ein schwerer Schatten auf dieses Wort und damit auf alle darin involvierten Bereiche gelegt“ (ebd. S.136).

Im *20. Jahrhundert* wurde das Bild der bürgerlichen Kleinfamilie zunehmend brüchiger (vgl. ebd. S.137). Die „Entdeckung der Kindheit“ die schon im Übergang zur Moderne begann, nahm weiter ihren Lauf, sodass sich der Erziehungsstil allgemein stärker an den Bedürfnissen des Kindes orientierte und liberaler wurde (vgl. Aries 2007, S.92ff). Durch die gesellschaftliche Umwälzung in Richtung „Individualisierung“ wurde Erziehung einerseits zur privaten Aufgabe und andererseits wurde ihr ein immer höher und komplexer werdender Anspruch auferlegt (vgl. ebd. S.138). In der Realität waren es meist die Mütter, die diesem gerecht zu werden versuchten, da sie meist den Alltag der Kinder gestalteten und organisierten (vgl. ebd. S.139).

In den *60er Jahren* entwickelten sich immer mehr Alternativen zu den bisherigen Lebensformen. Für die Frau hieß das, sich zwischen dem Leitbild der Familienmutter und dem der selbständigen Frau zu entscheiden (vgl. ebd.). Neben einem seit Ende des 19. Jahrhunderts bestehenden Geburtenrückgang und der Tendenz zu Kleinfamilien kam es zu einer Steigerung der Lebenserwartung, sodass die Zeit der Kindererziehung im Leben einer Frau immer weniger Zeit im Verhältnis zu ihrer Lebenszeit einnahm (vgl. ebd. S.139f). Die persönliche Entwicklung wurde zum neuen Leitbild von Frauen und die Selbstverständlichkeit der Mutterschaft wurde aufgehoben (vgl. ebd.). Die Einführung der Anti-Baby Pille machte Mutterschaft theoretisch zur bewussten Entscheidung. Heidinger spricht von der „Pflicht zur Entscheidung“ - denn die Pille brachte nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Pflicht, sich bewusst Gedanken über Mutterschaft zu machen. Hier vollzog sich also die Trennung von „Mutter-Sein“ und „Frau-Sein“ (vgl. ebd. 142). Die neue Frauenbewegung setzte neue Ziele für Frauen, nämlich die „eigene schöpferische Arbeit“ als Erfüllung im Gegensatz zum „für andere da sein“ anzusehen (vgl. ebd.S.140). Dem Leitmotiv der Freiheit und Unabhängigkeit untergeordnet, fanden sich immer mehr Frauen und Mütter in familienferner Erwerbstätigkeit wieder (vgl. ebd.). Mitte des 20. Jahrhunderts fand demnach eine Annäherung der Lebensweisen von Frauen an jene der Männer statt (vgl. ebd.141). Im Zuge der Individualisierung wurden Selbstverwirklichung und Identitätssuche für Frauen immer wichtigere Themen, die jedoch in Konflikt mit den zentraler werdenden Bedürfnissen der Kinder gerieten (vgl. ebd. S.142).

In den *70er und 80er Jahren* des 20. Jahrhunderts entstand das neue Bild der Familie, das durch „flexible Arbeitsteilung“ und „mehr Partnerschaft zwischen Mann und Frau“

geprägt wurde (ebd. S.144). Das Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf gewann an Bedeutung im gesellschaftlichen Diskurs. Die Frauenbewegung der 80er Jahre betonte die Bedeutung der „weiblichen Werte“, um der Tendenz, dass Frauen den Männern ähnlich werden müssen, um erfolgreich zu sein, entgegenzuwirken (vgl. ebd. S.145). Mutterschaft wurde neu bewertet und oftmals als sinngebend, entwicklungsfördernd oder als Erweiterung des persönlichen Horizonts angesehen (vgl. 145).

1995 begann die Gender-Debatte, die Chancengleichheit und die gemeinsame Verantwortung von Männern und Frauen in der Kindererziehung forderte (vgl. ebd. S.146). Das Bild der modernen Frau als gut aussehend, gebildet und berufstätig etablierte sich weiter (ebd.).

Im 21. Jahrhundert findet das Thema Mutter-Sein hauptsächlich im Zusammenhang mit der Frage nach „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ Eingang in den gesellschaftlichen Diskurs. Die Gewährleistung von Karrieremöglichkeiten trotz Mutterschaft und „Mutter-Sein“ wird angestrebt (vgl. Heidinger 2001, S.147). Eine so genannte „Outsourcing-Strategie“ im Sinne einer möglichst großen Vielfalt an flexibler Kinderbetreuung (auch außer Haus) kann als gesellschaftliche Antwort darauf aufgefasst werden (ebd.). Die demographische Entwicklung zeigt, dass die Geburtenrate weiter sinkt - dies liegt jedoch nicht nur daran, dass sich viele Frauen gegen Mutterschaft entscheiden, sondern auch daran, dass sie meist höchstens zwei Kinder bekommen (vgl. Bertram 2005, S.6). Die 15. Shell Jugend Studie zeigt außerdem, dass sich Frauen und besonders Männer immer später dazu bereit fühlen Kinder zu bekommen (vgl. Shell Holding, Hrsg., 2006, S.52).

Kindererziehung avancierte im Laufe der Zeit zu einem wichtigen gesellschaftlichen Thema, das - wie zum Beispiel der Boom an Ratgeberliteratur zeigt - eine Vielzahl an unterschiedlichen Möglichkeiten und Wegen bietet, sodass eine Verunsicherung herrscht (Heidinger 2010, S.147). Heidinger berichtet aus Erfahrung in ihrer Beratungspraxis,⁴ dass sich viele Mütter von ihrem eigenen sehr hohen Anspruch geplatzt fühlen (vgl. ebd.). Sie zeigt auf, dass Mutter-Sein mit Entbehrung, Anstrengung und Stress konnotiert wird und dadurch an Attraktivität für junge Frauen verliert (vgl. ebd.). Wenn sich eine junge, gut ausgebildete Frau freiwillig dazu entscheidet, „nur“ Mutter zu sein, begäbe sie sich in ein „gesellschaftliches Abseits“, denn die Anerkennung, die man dafür erhielte, falle meist gering aus (vgl. ebd. S.148). Auf der anderen Seite werde die Generation, die sich gegen Mutterschaft entscheidet oftmals als egoistisch bezeichnet (vgl. ebd.). Mutterschaft zu leben und dennoch auf Karriere nicht verzichten zu wollen, sei aber auch schwierig, denn die

⁴ Dr. Isabella Heidinger ist freiberuflich als Elterncoach und Unternehmensberaterin tätig.

Abgabe der Kinder an Kinderbetreuungseinrichtungen werde oftmals negativ bewertet und der Vorwurf, eine „Rabenmutter“ zu sein, läge nicht weit weg (vgl. ebd.).

Diese Ausführungen zeigen, dass es für viele Frauen offensichtlich schwierig ist, sich für eine dieser (Un)-Möglichkeiten zu entscheiden.

Diese geraffte Darstellung der geschichtlichen Entwicklung verdeutlicht die historische Gewachsenheit des Mutterbilds und lässt es dynamisch erscheinen. Durch die Erläuterungen wurde deutlich, dass Mutterschaft jenen Aspekt darstellt, der Männer und Frauenbiographien unterscheidet und seit der Aufwertung der Kindererziehung als Gegenstück zu Unabhängigkeit, Freiheit und Selbständigkeit betrachtet werden kann. Trotz dieser Tatsache soll der Begriff „Mütterlichkeit“ nicht defizitär erscheinen, oder abgewertet werden, denn er bedeutet auch Macht im Sinne einer wichtigen Funktion in der Familie und dem Kind gegenüber. Im psychoanalytischen Teil wird auf diesen Aspekt der „Allmacht“ gegenüber den Kindern (bzw. dem Kind) näher eingegangen werden.

2.1.2 „Mutter-Sein“ und „Frau-Sein“

Die beiden Begriffe „Frau-Sein“ und „Mutter-Sein“ stehen, wie die Geschichte des Mutter-Seins zeigt, in einem engen Zusammenhang. Erst mit Einführung der Anti-Baby-Pille verliert Mutterschaft ihren Platz als Selbstverständlichkeit in einer Frauenbiographie. „Weiblichkeit“ kann also durchaus ohne Mutterschaft bestehen, umgekehrt ist dies jedoch nicht möglich, da die biologische Mutterschaft an das „weibliche“ Geschlecht gebunden ist (vgl. ebd. 181).

Heidinger nimmt den von Ogburn postulierten Begriff des „cultural lag“, um das Ungleichgewicht zwischen „Frau-Sein“ und „Mutter-Sein“ auszudrücken (vgl. ebd. S.180). Ein „cultural lag“ bezeichnet eine „kulturelle Phasenverschiebung“ (vgl. Ogburn 1969, S. 134). Diese Phasenverschiebung liegt vorwiegend darin, dass sich das Frauenbild stark verändert hat, das Mutterbild jedoch nicht. Das „Frau-Sein“ entwickelte sich mit dem Lauf der gesamtgesellschaftlichen Modernisierung, während das „Mutter-Sein“ weitgehend davon abgetrennt wurde und keine Erneuerungen erfuhr (vgl. Heidinger 2010, S. 182). Dies bezieht sich jedoch auf „Mutter-Sein“ und nicht auf Mutterschaft, denn letztere wurde durch technische Errungenschaften und medizinische Erneuerungen auf den Stand der Zeit gebracht (vgl. ebd.). Früher war Mutterschaft die Versicherung für Frauen, eine gesellschaftliche Anerkennung zu bekommen, heute jedoch scheint das Gegenteil der Fall zu sein, denn: „Ein

Kind zu haben bedeutet also, auf die Errungenschaften der Emanzipation weitgehend zu verzichten“ (Heidinger 2010, S. 180).

Der beschriebene „cultural lag“, bzw. das fehlende zeitgemäße Mutterbild führen zu Auswirkungen auf interner und externer Ebene. Wie Heidinger feststellen konnte, haben heutige Mütter oft wenig Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen, was ihr „Mutter-Sein“ angeht (ebd. S.189). Ein weiterer Effekt auf Frauen wird in folgendem Zitat deutlich:

„Frauen, die sich für Mutterschaft entschieden haben, müssen täglich die beschriebene Diskrepanz zwischen modernem ‚Frau-Sein‘-Wollen und modernem ‚Frau-Sein‘-Sollen mit den damit verbundenen heutigen Bedürfnissen und Ansprüchen und dem unmodernen ‚Mutter-Sein‘ mit erwähntem implizitem mangelnden gesellschaftlichen Ansehen und der fehlenden Wertschätzung ertragen“ (ebd. S.189).

Der „cultural lag“ bewirkt nach Heidinger außerdem eine gesellschaftliche Abwertung von sozialen Berufen. Denn durch die Geringschätzung der Qualität „Mütterlichkeit“ als menschliche Haltung kommt es zu einer Abwertung von Berufen, denen dieser Aspekt immanent ist:

„Berufe die eine mütterliche Haltung als wesentliches Element beinhalten, werden in unserer Gesellschaft heute gering geschätzt, was sich in der schlechten Bezahlung spiegelt: Pflegeberufe wie Krankenpflege und Altenpflege sowie Erziehungsberufe für kleine Kinder, in denen scheinbar eher die mütterlichen Qualitäten wie Hüten, Pflegen, Begleiten vorrangig sind, wie z.B. Erzieherinnen und Kinderpflegerinnen (ebd. S.190).“

Diese Auswirkungen des „cultural lags“, nämlich die Diskrepanz zwischen dem modernen Frau-Sein und der traditionellen „Mütterlichkeit“, aber auch die These der Abwertung sozialer Berufe ob ihrer immanenten „Mütterlichkeit“, sind es, die mich dazu veranlasst haben, dieses Thema für meine Arbeit zu wählen. Die Frage welcher ich hier gesondert nachgehen möchte ist, ob die „weibliche“ Domäne der sozialen Berufe als Weg, beiden dieser Bilder entsprechen zu können, verstanden werden kann. Geissler ist der Ansicht, dass das „Ausweichen auf ‚hausarbeitsnahe‘ Berufe“ als Konfliktlösung verstanden werden kann, denn so können die beiden Bilder vereint werden (Geissler 1995, S.25).

Im Kapitel „Mütterlichkeit“ als Berufung wird auf diese These unter Bezugnahme der psychoanalytischen Theorie näher eingegangen werden.

2.2 Die soziale Konstruktion des Geschlechts

In den vorigen Kapiteln wurde eine Annäherung an den Themenkomplex „Mütterlichkeit“ versucht. Der enge Zusammenhang von „Mütterlichkeit“ und „Weiblichkeit“ sollte deutlich geworden sein. Die erfolgte „Historisierung und Relativierung“ des „Mutter-Seins“ legt die Frage nach der „sozialen Konstruktion“ des Geschlechts nahe (vgl. Heidinger 2010, S.118).

Im Folgenden sollen daher zentrale Aspekte der Gender-Forschung thematisiert werden.

In den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts führten Stoller und McKenners die Trennung von „sex“, verstanden als biologisches Geschlecht, und „gender“ als „soziales Geschlecht“ ein (vgl. Gildemeister 2006, S.4). Der Begriff „sex“ kann als Subsummierung der biologischen Anlagen „Anatomie, Physiologie, Morphologie, Hormone und Chromosomen“ gelten, während „gender“ für die jeweilige soziale und kulturelle Einwirkung steht (vgl. ebd. S4). Um die Argumentationslinie der Naturwüchsigkeit bzw. der „Natur der Frau“ zu unterbrechen, wurde „die soziale Ungleichheit der Geschlechter [...] nicht als Folge körperlicher Differenzen gesehen, sondern in den Kontext sozio-kultureller Normierungen gestellt“ (ebd. S.4).

Doch lange bevor der Begriff „Gender“ Eingang in den gesellschaftlichen Diskurs fand, haben sich Frauenbewegungen für Partizipationschancen beider Geschlechter am gesellschaftlichen Geschehen eingesetzt. Wie sich aus der Geschichte des Mutter-Seins ablesen lässt, haben Emanzipationsbewegungen und gesellschaftlicher Wandel auch zu Veränderungen des „Frau-Seins“ geführt. Der Beginn der Debatte um die soziale Konstruktion des Geschlechts lässt sich 1949 mit der Erscheinung des Werks „Das andere Geschlecht“ von Simone de Beauvoir ansetzen. De Beauvoir stellte die Frage „was ist eine Frau?“ (De Bauvoir 2007, S.11) und machte „den Prozess der Besonderung selbst zum Thema“ (Gildemeister 2006, S.2). Die Notwendigkeit die Frage zu stellen wertet S. de Beauvoir schon als bezeichnend für die Situation von Frauen:

„Ein Mann käme gar nicht auf die Idee, ein Buch über die einzigartige Situation der Männer innerhalb der Menschheit zu schreiben [...] Ein Mann beginnt nie damit, sich als Individuum eines bestimmten Geschlechts darzustellen: dass er ein Mann ist, versteht sich von selbst [...] der Mann vertritt so sehr zugleich das Positive und das Neutrale, dass im Französischen *les hommes* (die Männer) die Menschen schlechthin bezeichnet“ (De Beauvoir 2007, S.11).

De Beauvoir führt weiter aus, dass „Charaktertypen wie die Frau, de[r] Jude[n] oder de[r] Schwarze[n] [...] als Sekundärreaktion auf eine Situation“ zu betrachten seien und

widerspricht damit der „Existenz unwandelbarer Anlagen“ (vgl. ebd. S.10). Die Annahme der sozialen Konstruktion des Geschlechts wird also hier schon offenkundig.

Der Begriff Gender-Mainstreaming, verstanden als realpolitische Umsetzung der Gleichstellungsperspektive, wurde 1985 in Nairobi auf der dritten Weltfrauenkonferenz erstmals angesprochen, nahm jedoch erst 1995 im Zuge der vierten Weltfrauenkonferenz in Peking konkrete Gestalt an (vgl. Stiegler 2002, S.19f). Durch die Erhebung zum sichtbaren Vorsatz der EU Politik beim Amsterdamer Vertrag 1997/1999 wurden die Ziele des Gender-Mainstreamings offiziell (vgl. ebd). Gender-Mainstreaming kann als „integrativer gesamtgesellschaftlicher“ Ansatz, der auf Chancengleichheit der Geschlechter in allen Bereichen des Lebens hinzielt, bezeichnet werden (vgl. ebd.).

In den 1990er Jahren erschienen verschiedene Studien die diesen Themenkomplex aufgriffen. Judith Butler kann als eine Theoretikerin gelten, die darauf hinwies, dass der „Körper nicht dem Diskurs vorangestellt“ werden kann, sondern ebenso konstruiert werde (vgl. Butler 1991, S.191). Wenngleich dieser Ansatz umstritten ist, denn biologische Unterschiede zwischen Mann und Frau erscheinen evident und naturwüchsig, so macht sie dennoch auf eine gewisse Unmöglichkeit einer strikten Trennung von Natur und Kultur aufmerksam. Dadurch wurde die Kategorie „sex“ wieder in den Diskurs aufgenommen (vgl. Gildemeister 2001, S.69). Gildemeister weist darauf hin, dass wir über Betrachtungsweisen und Wahrnehmungsmuster verfügen, die uns zur „binären und wechselseitig exklusiven Klassifikation von zwei Geschlechtern“ führten, die wir als naturhaft anerkennen (vgl. ebd. S.71).⁵ Die Gender-Forschung stellt jedoch diese Naturhaftigkeit in Frage und versucht zu ermitteln, wie der Prozess der Naturalisierung vor sich geht (ebd. S.72). Es erfolgte eine dreiteilige Differenzierung nach „sex“, „sex category“ und „(doing) gender“. Ersteres meint die Zuschreibung zu seinem biologischen Geschlecht, welche schon bei der Geburt erfolgt. Zweites drückt die Geschlechtsklasse aus, zu welcher man/frau zählt, und Letzteres meint den Prozess der Geschlechtszuschreibung. Als zentraler Mechanismus für diesen Prozess der Geschlechtszuordnung (doing gender) kann die „Interaktion“ genannt werden (vgl. ebd. S.72). Interaktion meint hier jegliche Art von Kommunikation die entsteht, sobald sich zwei oder mehrere Individuen begegnen (vgl. Heidinger 116f). „Sie entsteht zwangsläufig immer dann, wenn Personen physisch präsent sind und sich wechselseitig wahrnehmen und aufeinander reagieren (können)“ (Gildemeister 2001, S.73). Die Frage der „Geschlechts-

⁵ In diesem Sinn, soll die dichotome Struktur der Zweigeschlechtlichkeit aufgebrochen werden. Die Vorstellung entspricht dabei einer Anteiligkeit, das heißt ein Mensch hat immer Teile von beiden Geschlechtern – Männlichkeit und Weiblichkeit existieren daher nicht in „Reinform“.

zugehörigkeit“ wird vom „Individuum und seinem psychophysischen ‚Geschlecht-sein““ getrennt und als „interaktive und situationstypische Praxis verstanden“ (ebd. S.73). Auch wenn es offenkundig ist, dass die Geschlechtsidentität einer Person ein zentrales Merkmal ihrer Identität generell darstellt, wie im psychoanalytischen Kapitel deutlich werden wird, so liegt es im zentralen Interesse der Geschlechterforschung, diese nicht als naturwüchsig, sondern als „Ergebnis und Voraussetzung der Interaktion gleichzeitig“ anzusehen (vgl. ebd. S.74). Interaktion ist also jener Prozess der zur „Objektivierung“ der sozialen Ordnung führt, der institutionalisierend wirkt und Geschlechtszugehörigkeiten naturalisiert. Da die Konstruktionen von Geschlechtern - wie diverse Benachteiligungen von Frauen zeigen - als asymmetrisch zu werten sind, gilt es den Prozess der Interaktion zu verändern. Dies kann nur gelingen, wenn im Einzelnen bzw. in der Einzelnen Veränderungen von statten gehen. Bewusstseinsbildung kann also nach dieser Theorie als einzige Möglichkeit gelten, wirksame Veränderungen im Verhalten des Individuums und damit - durch den Prozess der Interaktion - auch in der Gesellschaft zu erzielen. Gildemeister weist darauf hin, dass sich solche stabilen, erhärteten sozialen Konstruktionen durch Institutionalisierung und Legitimierung sehr langlebig gestalten und deshalb nur schwer aufzuweichen sind (vgl. ebd. S.75f).

Gebärfähigkeit als „weibliches“ Merkmal kann aufgrund der bereits angesprochenen sozialen Prozesse als soziokulturell gedeutet verstanden werden und deshalb gleichzeitig als Ausgangspunkt für die tendenziell benachteiligte Lage von Frauen gelten (vgl. Heidinger 2010, S.118). Nach Heidinger steht aus diesem Grund eine „grundlegende Neubestimmung von ‚Muttersein‘ an, die nicht mehr auf die ‚vermeintliche Natur der Frau‘ zurückgreift“ (ebd. S.119).

Die Gender-Debatte hat auf die geschlechtsspezifisch differierenden Bedeutungen aller Angelegenheiten im privaten und öffentlichen Leben hingewiesen und schrittweise zu einer Etablierung der Gleichstellungsperspektive in allen gesellschaftlichen Gebieten geführt (vgl. ebd. S.120). Da für Frauen immer noch keine Chancengleichheit in Bezug auf das Erwerbsleben, die Bezahlung sowie die Beteiligung im öffentlichen Bereich besteht, wird vermehrt auf die Förderung von Frauen gesetzt. Grundsätzlich bezieht sich Gender-Forschung jedoch auf beide Geschlechter (vgl. ebd.).

Es lässt sich eine allmählich einsetzende Bewusstseinsveränderung wahrnehmen, die bewirkt, dass sich die bürgerlichen Rollenbilder zu lockern beginnen (vgl. Baum 2006, S. 25). Baum berichtet, dass sich immer mehr Frauen in traditionellen Männerdomänen zurechtfinden, während ein umgekehrter Trend nur sehr langsam zu verzeichnen sei. Ergebnisse der Männerforschung machen darauf aufmerksam, dass Männer im Bereich „Familienleben“

oftmals mit erheblichen Benachteiligungen zu kämpfen haben (vgl. Baum 2006, S.352). Baum spricht von einer sich verbreitenden Unsicherheit bei Männern, was ihre Rolle als Mann angeht (vgl. ebd S.51). Es entwickeln sich also neue Rollen für Männer und Frauen in der Partnerschaft, aber auch bzgl. der gesellschaftlichen Position (vgl. Heidinger 2010, S.121).

Ich möchte mich der Ansicht Heidingers anschließen, wonach die „Emanzipation von traditionellen Rollenbildern“ mit einer Veränderung der „gesellschaftlichen Strukturen“ in allen Bereichen sowie einer „Entwicklung von neuem Bewusstsein“ einhergehen sollte (Heidinger 2010, S.121).

Die hier erbrachte kurze Darstellung der Gender-Debatte, deren Interessen und Anliegen, deren Entstehung und Auswirkung offenbart die Möglichkeit Frauen von der „quasiautomatischen Rollenzuweisung“ loszulösen (ebd. S. 122).

Die Psychoanalyse aber auch andere Strömungen kritisieren am radikalen „Gender-Mainstreaming“ die Behauptung, dass das „biologische Geschlecht eine gesellschaftliche Erfindung darstelle“ (Chiland 2007, S.70). Colette Chiland weist darauf hin, dass Gleichberechtigung ein wichtiges gesellschaftliches Ziel darstellt, jedoch solle „die Existenz von Unterschieden“ zwischen „männlich“ und „weiblich“ nicht abgeschafft werden (Chiland 2007, S.80). Auch Janine Chasseguet-Smirgel spricht von einer „falschen Vorstellung in der Frauenbewegung“, wenn die „Beseitigung der Geschlechterdifferenzen“ gefordert werde (Moré 2001,S.35). Die völlige Aufhebung der Differenzen würde bedeuten, die Realität nicht anzuerkennen, denn die „psychisch relevante erste Grenzziehung erfolge [...] durch den Vater und das ihn von der Mutter unterscheidende Organ, den Penis“ (ebd. S.36). Die Anerkennung des Unterschieds zwischen Vater und Mutter bedeutet also auch die Anerkennung der Realität. Die Auslöschung dieser Grenzziehung habe die Folge der Zerstörung der ödipalen Überich-Strukturen und setze damit in gefährlicher Weise „zerstörerische Triebimpulse“ frei, die sogar mit der „Perversität und Destruktivität des nationalsozialistischen Regimes“ verglichen werden (vgl. Moré 2001, S.35f). Eine Herrschaft der Primärprozesse wäre demnach die Folge einer solchen Aufhebung der Differenzen (ebd. S.36).

Chiland drückt sich dazu folgendermaßen aus: „Ich persönlich möchte nicht in einem von Judith Butler ‚dekonstruiertem‘ Universum leben“ (ebd). Sie kritisiert außerdem den „Hass gegen Männer“ den sie in manchen feministischen Kreisen zu finden meint (ebd.S.79). Chasseguet-Smirgel weist darauf hin, dass hinter der „erbitterten Revolte gegen die Männer“

oft ein heftiger Konflikt mit der Mutter liege (vgl. Chasseguet-Smirgel, S.45). Auch die Rolle von Frauen in der Gesellschaft und deren Partizipationsmöglichkeiten, die sich anders und meist schlechter als jene der Männer gestalten, seien demnach als „Ausweg unserer Konfliktes mit der Mutter unserer frühen Kindheit“ zu verstehen (Moré 2001, S.35). Ihrer Auffassung nach wirken also „Projektionen von intrapsychischen Konflikten“ beeinflussend auf soziale und soziokulturelle Faktoren (ed.S35).

2.3 „Mütterliche Berufe“

Durch den Versuch einer Definition bzw. Begriffsklärung von „Mütterlichkeit“ wurde deutlich, dass „Mütterlichkeit“, verstanden als eine „menschliche Ressource“, ein Attribut ist, welches man durchaus in Berufen wieder finden kann. Besonders soziale und pflegerische Berufe, aber auch Erziehungsberufe, die sich auf kleine Kinder beziehen, können daher als „mütterliche Berufe“ bezeichnet werden. In diesem Sinn möchte ich hier von einer weiten Konzeption eines „mütterlichen Berufes“ sprechen.

Ich recurriere hier nicht auf das Konzept: „Mütterlichkeit als Beruf“, welches im 19. Jahrhundert durch die Initiative von bürgerlichen Frauen, die ihren persönlichen sozialen Dienst für die Gesellschaft leisten wollten, aus der Sozialarbeit entstanden ist (vgl. Hofmann 2008, S.183). Es soll hier nicht von einem „[...] ‚Wesen‘ der Frau, das als einführend, mitfühlend und fürsorglich beschrieben wird“ oder einem „Ideal einer ‚geistigen Mütterlichkeit‘“ ausgegangen werden (ebd. S.183).

Der Beruf der KindergartenpädagogIn weist in einem weiten Sinn das Attribut „Mütterlichkeit“ auf, denn es handelt sich um das Erziehen, die Sorge, den Schutz und teilweise auch die Pflege von kleinen Kindern, die noch nicht ohne Erwachsene zu Rande kommen.

Ich möchte dem Missverständnis entgegenwirken, dass der Beruf der Kindergartenpädagogin zur „erweiterten Mütterarbeit“ degradiert wird, sondern ihn, wie auch andere soziale Berufe als geschlechterunabhängig, aber dennoch als „mütterlich“ bezeichnen.

Ein weiteres Charakteristikum eines in diesem Sinn „mütterlichen“ Berufs ist das Einbringen von Gefühlen. Hofmann formuliert m. E. den Stellenwert dessen trefflich:

„Auch wenn es theoretisch möglich erscheint, bei der Ausübung mütterlicher Berufe die Gefühle hintanzustellen, charakterisiert gerade das Einbringen von Gefühlen wie Empathie, wohlwollende Anerkennung etc. in der Praxis eine hohe Qualität der Arbeit“ (ebd. S.184).

Aktuelle statistische Daten zeigen, dass soziale Berufe immer noch „weiblich“ dominiert sind und damit eine geschlechtsspezifische Berufswahl besteht. Im Jahr 2009/2010 sind 99% des Personals in österreichischen Kindergärten weiblich – dieses starke weibliche Übergewicht ist auch ein Grund für die Wahl dieser Berufsgruppe als empirischen Untersuchungsraum (vgl. Statistik Austria 2009). Aber auch der Lehrberuf kann als Frauenberuf bezeichnet werden, denn 2007/2008 werden etwa zwei Drittel der Lehrberufe von Frauen ausgeübt (Heinisch-Hosek 2010, S.99). An Volks- und Sonderschulen, wobei hier sicherlich die pädagogische Kompetenz mehr im Vordergrund steht, also in diesem Sinne die „mütterliche“, ist nur jeder 10. Unterrichtende ein Mann (vgl. ebd.). Bezüglich der Studienwahl lässt sich feststellen, dass der Anteil an weiblichen Studierenden im technischen Bereich bei lediglich 21,5% liegt (vgl. ebd.). Die Studienrichtung Bildungswissenschaft wird hingegen zum Beispiel von Frauen bevorzugt, so sind hier mehr als Dreiviertel der Studierenden weiblich (vgl. Faulstich-Wieland, 2006, S.11).

„Es wird deutlich, dass weibliche Jugendliche in Ausbildungsformen stark überrepräsentiert sind, die ein Naheverhältnis zu den Bereichen Hauswirtschaft und Pflege aufweisen, während der technische Bereich hauptsächlich für männliche Jugendliche attraktiv zu sein scheint“ (Heinisch-Hosek 2010, S.12)

Pflegeberufe haben einen Frauenanteil von 82% und können als eine Berufssparte gelten, die einen hohen Grad an „Mütterlichkeit“ aufweist. Wenn es sich um Kinder und Jugendpflege handelt (man könnte hier von einem noch stärkeren „Mütterlichkeitsgrad“ sprechen), sind sogar 98% der Stellen von Frauen belegt (vgl. Heinisch-Hosek 2010, S. 285).

Diese Auszüge aus aktuellen Statistiken sollen die Überrepräsentation von Frauen in „klassisch weiblichen“ Berufen, Schul- und Studienrichtungen nur beispielhaft verdeutlichen, um die gesellschaftliche Aktualität und Relevanz der Thematik aufzuzeigen. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass „mütterliche Berufe“ überwiegend von Frauen ausgeübt werden.

Ich schließe mich der Meinung Heidingers an, die die These aufstellt, dass „Berufe, die eine mütterliche Haltung als wesentliches Element beinhalten, [...] in unserer Gesellschaft heute gering geschätzt“ werden (Heidinger 2010, S.190). Diese Geringschätzung zeigt sich auch in der tendenziell schlechten Bezahlung solcher Berufe.

Interessant ist nun die Frage, welche Faktoren diese geschlechtsspezifische Berufswahl begünstigen oder bewirken.⁶

Es würde hier den Rahmen sprengen, auf alle Faktoren die hier Einfluss nehmen einzugehen, stattdessen möchte ich vor allem die unbewussten Aspekte der Berufswahl thematisieren, die mit der Identifizierung von „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“ zu tun haben. Wenn man davon ausgeht, dass alleine die „Geschlechtszugehörigkeit“ die Wahrscheinlichkeit einen bestimmtem Beruf zu wählen erhöht, liegt es Nahe zu fragen, wie eine solche Geschlechtsidentität entsteht, wie sie sich konstituiert und welche Faktoren hierbei eine Rolle spielen. Welche Faktoren beeinflussen dann eine junge Frau unbewusst oder bewusst, dem Bild der „Mütterlichkeit“ entsprechen zu wollen? Um einen theoretischen Rahmen für die Beantwortung dieser Frage herzustellen, soll im nächsten Kapitel die Entwicklung der Geschlechtsidentität aus Sicht der Psychoanalyse dargestellt werden.

⁶ Hagemann-White fasst die Gründe für die immer noch bestehende geschlechtstypische Berufswahl folgendermaßen zusammen: „Frauentypische Berufe werden gewählt, weil zum Zeitpunkt der Berufswahl die stürmische Pubertät schon vorbei ist, weil Mädchen die spätere Vereinbarkeit mit Familie für zwingend halten, weil sie übermäßig von der Bewertung und Bestätigung durch das soziale Umfeld abhängig sind, weil ihre starke Beschäftigung mit Sexualität alles Interesse von Schule und Beruf abzieht, weil die Sexualität in einem männlich dominierten Beruf ihnen bedrohlich und unerwünscht erscheint, weil sie im Beruf ein ausreichend weitgestecktes Identifikationsangebot mit Arbeit suchen, weil sie im Kampf um die Anerkennung der Mutter unmittelbar überzeugt sind, später Zeit und Energie für mütterliche Zuwendung zu benötigen. Zudem interessieren sie sich durchaus für männerdominierte Berufe, werden aber dort ausgegrenzt“ (Hagemann-White 1992, S.80).



3 Der psychoanalytische Zugang

Im folgenden Teil soll der psychoanalytische Zugang kurz dargestellt werden, um im nächsten Schritt auf die Grundlagen der Entwicklung der Geschlechtsidentität aus dieser theoretischen Perspektive eingehen zu können.

Als erste zentrale Annahme kann jene des Vorhandenseins eines dynamischen, ubiquitären, also allgegenwärtigen Unbewussten genannt werden (Datler/ Stephenson 1990, S 83). Hieraus kann abgeleitet werden, dass der Großteil aller menschlichen Erlebnisinhalte aus gutem Grund unbewusst gehalten bleibt. Die Worte von Datler und Stephenson verdeutlichen diesen Vorgang. Menschen versuchen sich

„ständig [...] in unbewußter Weise vor dem bewußten Gewährwerden dieser Erlebnisinhalte zu schützen, da sie bereits unbewußt befürchten, daß ein bewußtes Gewährwerden dieser Erlebnisinhalte mit dem Verspüren von äußerst unangenehmen Gefühlen verbunden wäre“ (ebd. S. 85).

Der US-amerikanische Psychiater und Psychoanalytiker Charles Brenner betont ebenso, dass die meisten psychischen Prozesse unbewusst ablaufen. Darüber hinaus geht er von einer psychischen Determiniertheit bzw. einer Kausalität aller psychischen Vorgänge aus (vgl. Brenner 1967, S.14). Daraus kann abgeleitet werden, dass „in der Psyche nichts zufällig, oder aufs Geratewohl geschieht“ (ebd. S.15). Psychische Gegebenheiten oder Phänomene können in diesem Sinne nicht vorschnell als zufällig, unwichtig oder gar als sinnlos verkannt werden - vielmehr gilt es deren ursächlichen Zusammenhang aufzuzeigen.

Durch das Herauskristallisieren der Zusammenhänge sowie die Isolierung der jeweiligen spezifischen Gründe, soll ein tieferes Verständnis erzielt werden, wodurch es gelingen kann, den „besonderen Blickwinkel mit dem Geschehnisse betrachtet werden“, den die Psychoanalyse auszeichnet, einzunehmen (Diem-Wille 2003, S.19).

Hierbei ist es wichtig, zwischen der inneren Realität bzw. der subjektiven Wahrnehmung und der äußeren Realität zu unterscheiden. Eine Situation oder eine Beziehung zu einem Menschen kann von unterschiedlichen Menschen, je nach psychischen Voraussetzungen, völlig anders wahrgenommen werden. Die jeweiligen psychischen Strukturen und Repräsentanzen, verstanden als „innere Bilder“, die als „notwendige[r] und normale[r]“ Teil von Beziehungen angesehen werden (Diem-Wille 2003, S. 16), prägen die innere Realität. Aus einer psychoanalytischen Perspektive wird diese innere Realität als real und wichtig anerkannt, denn „notwendigerweise unterscheiden sich diese Sichtweisen, da sie immer von der Phantasie, den Wünschen, Hoffnungen und der Grundstimmung beeinflusst werden.“

(Diem-Wille 2003, S.18). D.h. es soll versucht werden „die psychische Realität für ebenso wichtig zu halten wie äußere Bedingungen“ (Diem-Wille 1996, S.13). Trotz der Subjektivität ist sie nicht weniger bedeutsam - für die jeweilige Person existiert die Realität ja nur so, wie sie sie selbst wahrnehmen kann. Mitscherlich betont die Bedeutung dessen folgendermaßen:

„Bahnbrechend war Freuds Entdeckung, dass nicht nur die äußeren Erscheinungen und Erlebnisse sich in der Psyche niederschlagen, sondern dass durch Phantasie äußere Ereignisse umgedeutet werden und so eine neue psychische Wirklichkeit geschaffen werden kann, die ihrerseits wieder auf die äußere Wirklichkeit einwirkt und sie verändert“ (Mitscherlich 1985, S.87).

Dieser besondere Zugang und die Suche nach einem tiefen Verständnis welches sich nicht mit vorschnellen Erklärungen zufriedengibt, sollen auch für die Art und Weise der Interviews die ich führen möchte als grundlegend gelten. Auch die Annahme der Existenz unbewusster Zusammenhänge von menschlichem Handeln, kann als grundlegend für die Untersuchung gelten. Denn auch die Berufswahl wird unter dieser Voraussetzung nicht zufällig vor sich gehen, sondern auf bestimmte psychische Vorgänge zurückzuführen sein.

3.1 Grundannahmen und zentrale Begriffe

Weitere grundlegende Begriffe und Mechanismen, die für das Verständnis der Arbeit bedeutend sind, sollen im Folgenden zusammenfasst werden:

Das *Unbewusste*, jene Inhalte die dem Menschen nicht zugänglich sind, bezeichnet Freud als das Primat unserer Psyche (Freud 2006, S. 378). *Vorbewusste* Inhalte sind zwar ebenso wenig wie unbewusste Inhalte präsent, sie können aber durch eine gewisse Anstrengung, *bewusst*, also unmittelbar zugänglich, gemacht werden. In Analogie dazu entwickelte Freud später ein zweites Modell, wobei das menschliche Seelenleben mit der Mechanik eines Apparats verglichen wird (vgl. Tillmann 2000, S.61). Wiederum sind es drei maßgebliche Instanzen die das Subjekt eines Menschen ausmachen: Das *Ich* das *Es* und das *Über-Ich*.

Wenn ein Kind zur Welt kommt, stellt die einzige bestehende psychische Instanz das *Es* dar. Somit kann das Kind als ein Bündel von Trieben bezeichnet werden, denn es hat noch keine Einsicht über sich selbst oder über Wert- und Normvorstellungen der Gesellschaft (vgl. Tillmann 2000, S. 61). Im *Es* herrschen die Primärprozesse, allen voran das so genannte Lustprinzip, welches unmittelbare, allumfassende und vollständige Befriedigung fordert, d.h. Lust soll herrschen und Unlust vermieden werden (vgl. Freud 2006a, S 423 ff). Hier ist

wichtig anzumerken, dass Freud einen weit gefassten Begriff von Sexualität heranzieht. Mit Lustgewinn und Befriedigung sind somit nicht nur alltagssprachlich ausgedrückte sexuelle Handlungen gemeint, sondern durchaus auch Dinge wie Essen und Spielen etc. (vgl. Diem-Wille 2007, S. 161). Das Es bleibt - auch wenn im Laufe der Entwicklung andere Instanzen hinzukommen - „während des ganzen Lebens der Teil des psychischen Apparats, der auf Lustgewinn und Bedürfnisbefriedigung drängt“ (Tillmann 2000, S. 61). Da aber diese Forderung notwendigerweise in Konflikt mit der realen Welt steht, differenziert sich aus dem Lustprinzip das Realitätsprinzip heraus. Dieses versucht nun im Dienste des Lustprinzips die Triebziele, also jene Aktivitäten der Triebe, die zu ihrer Befriedigung führen sollen, an die Realität anzupassen, sodass sie nicht mehr im Widerspruch zu dieser stehen (vgl. Laplace/Pontalis 1973, S.536f). Durch eine Sublimierung, also eine Änderung der Triebziele soll dies gelingen. Wenn diese nicht gelingt, so können diese Wünsche aber auch zurück ins Unbewusste verdrängt werden und sind somit vom Bewusstsein abgeschnitten (vgl. Freud 2006a, S.426, Flammer, S. 69). Durch eine „solche Ablenkung sexueller Triebkräfte von sexuellen Zielen und Hinlenkung auf neue Ziele, ein Prozess der den Namen Sublimierung verdient, werden mächtige Komponenten für alle kulturellen Leistungen gewonnen“ (Freud 2006b, S.271).

Mit dem Realitätsprinzip entstehen auch die Sekundärprozesse, dazu gehören das abstrakte Denken und die Phantasie (vgl. Freud 2006a, S. 427).

„Dabei benimmt sich die Kultur gegen die Sexualität wie ein Volksstamm oder eine Schicht der Bevölkerung, die eine andere ihrer Ausbeutung unterworfen hat. Die Angst vor dem Aufstand der Unterdrückten treibt zu strengen Vorsichtsmaßnahmen. Einen Höhepunkt solcher Entwicklung zeigt unsere westeuropäische Kultur.“ (Freud 2006f, S. 395f).

Dies verdeutlicht, dass sich die Triebe des Menschen und dessen Kultur unvereinbar gegenüberstehen. Die Ausdifferenzierung der beiden angesprochenen Prinzipien geht mit der strukturellen Ausdifferenzierung eines Ichs aus dem Es (welches als einigermaßen gleichbedeutend mit dem Unbewusstsein erscheint) einher. Dieses Ich, welches die Verbindung der Psyche mit der Außenwelt darstellt, versucht mit Hilfe des Realitätsprinzips die Wünsche des Es mit den Ansprüchen der Umgebung in Einklang zu bringen. Dies führt jedoch fortwährend zu nur schwer lösbaren Konflikten, die uns zur dritten Instanz der späten Topologie Freuds führen, nämlich jener des Über-Ichs (vgl. Mummendey 2006, S.32). Die Entstehung des Über-Ichs erfolgt ca. im 6. Lebensjahr aus der ödipalen Situation, einem „ontogenetisch äußerst bedeutsamen Moment“ (Tillmann 2000, S.61). Das Über-Ich stellt

eine Ausdifferenzierung, also eine Stufe im Ich dar, welche ebenfalls maßgeblich unbewusst bleibt. Diese „Ichveränderung“ wird dadurch erzeugt, dass ein aufgegebenes libidinös besetztes Objekt (also ein Triebziel) im Ich wieder aufgerichtet wird. Dies scheint für Freud auch unsere individuellen Charakterbildungen auszumachen, er ist nämlich der Ansicht, dass die Nötigung der Aufgabe eines Sexualobjekts durch eine „Aufrichtung des Objekts“ im Ich kompensiert wird (Freud 2006, S. 381). Dies gleicht dem Prozess der Identifizierung der „frühesten Form der Gefühlsbindung“, welche bestrebt ist, das eigene Ich dem „Vorbild“ anzupassen (vgl. Freud 2006f, S. 454). Vor der Ausbildung des Über-Ichs wird das Kind durch elterliche bzw. äußerliche Gebote und Verbote gesteuert, danach „übernimmt es [...] die elterlichen Normen und Verhaltensregeln in die eigene Psyche“ (Tillmann 2000, S. 61). Das Über-Ich als internalisierte Instanz der Triebunterdrückung stellt somit, durch den Vorgang der Sublimierung eine notwendige Voraussetzung für Gesellschaftlichkeit bzw. Kultur dar (vgl. Tillmann 2000, S.64).

Die dynamische Verbindung der drei Instanzen Ich, Es und Über-Ich ist damit grob umrissen worden, wobei das Über-Ich und seine Aufrichtung im 5. oder 6. Lebensjahr im Zuge des Ödipuskomplexes für die Aneignung der Geschlechtsidentität als das zentrale Moment gilt (vgl. Tillmann 2000, S. 61).

3.2 Die Entwicklung der Geschlechtsidentität

Bevor auf den Ödipuskomplex, als bedeutungsvolle Phase für die Erlangung einer psychosexuellen Identität eingegangen wird, sollen die so genannten psychosexuellen Phasen die vor dem Eintritt in die ödipale Situation stattfinden, erläutert werden.

3.3 Die Psychosexuelle Entwicklung

Freud zeigt mit Hilfe der psychosexuellen Entwicklung des Kindes, die durch verschiedene Phasen, in der jeweils ein Körperorgan im Mittelpunkt des Lustgewinns steht, konstituiert wird, dass schon das Kleinkind von libidinösen Trieben geleitet wird (vgl. Tillmann 2000, S.64). Dieser Ansatz wurde zu seiner Zeit stark kritisiert und besonders von kirchlicher Seite bekam er den Vorwurf die Unschuld des Kindes zu beflecken (vgl. Diem-Wille 2007, S.164). Freud dazu selbst:

„Es ist ein Stück der populären Meinung über den Geschlechtstrieb, dass er der Kindheit fehle und erst in der als Pubertät bezeichneten Lebensperiode erwache. Allein dies ist nicht nur ein einfacher, sondern sogar ein folgenschwerer Irrtum [...]“ (Freud 2006b, S.267)

Auch heute ist sein Ansatz nicht unumstritten anerkannt, wenn auch Grundzüge als allgemeingültig bezeichnet werden können. Freud postulierte für die psychosexuelle Entwicklung des Kindes die orale, die anale und die phallische Phase (Freud 2006b, 235 ff). Wir gehen allerdings davon aus, dass man nicht von zeitlich getrennten Phasen sprechen kann, sondern alle von Freud postulierten Organe gleichzeitig als Lustquelle dienen, wobei die Haut als größtes menschliches Organ, das für Sinnesempfindungen zentral ist, noch hinzu kommt (Brosig/Gieler 2004, S. 12). Die erogenen Zonen könne also durchaus gleichzeitig Lust generieren, jedoch wechselt das Hauptaugenmerk (vgl. Diem-Wille 2007, S165). Dennoch folgt hier eine idealtypische Beschreibung der einzelnen Phasen:

In der *oralen Phase*, stellt der Mund das Zentrum der kindlichen Lustgewinnung dar. Vor allem durch Saugen an der Mutterbrust, aber auch an Daumen, Zehen oder an der Zunge geht diese vor sich. Freud konnte erkennen, dass das Saugen an der Mutterbrust dem Kind nicht nur durch die damit verbundene Nahrungsaufnahme Lust bereitet. Beobachtungen von Babys im Mutterleib (mittels Ultraschall) zeigen, dass das Saugen am Daumen schon in diesem Stadium praktiziert wird (vgl. Tyson&Tyson 2001, S.63). Dowling konnte durch die Beobachtung von Kindern, die an Oesophagusatresie⁷ litten, feststellen, dass die Verbindung vom Saugen an der Mutterbrust mit der Nahrungsaufnahme und dem Sättigungsgefühl wesentlich für die Entwicklung der Kinder ist. Kinder denen diese Verbindung aufgrund der Krankheit fehlte, wiesen nicht nur eine grundlegende Passivität, sondern auch Defizite in der motorischen, affektiven und sozialen Entwicklung auf (vgl. Tyson&Tyson 2001, S.64). Die wichtige Bedeutung der oralen Lustgewinnung für die damit verbundenen Entwicklungsaufgaben wird damit deutlich. Das „Hineinnehmen und Aufgehen in einem Zustand der Geborgenheit“ ist die übertragene Bedeutung dieser Phase (Diem-Wille 2007, S.166). Aber auch aggressive Impulse wie „Einverleiben, Beißen“ und „Vernichten“ können damit in Zusammenhang gebracht werden (Diem-Wille 2007, S.166 zit. n. Freud 2006b).

Freud betont den Stellenwert der oralen Einverleibung für die spätere Identifizierung:

„Eine erste solche prägenitale Sexualorganisation ist die *orale* oder, wenn wir wollen, *kannibalische*. [...] das Sexualziel besteht in der *Einverleibung* des Objektes, dem Vorbild dessen, was späterhin als *Identifizierung* eine so bedeutsame psychische Rolle spielen wird.“ (Freud 2006b, S. 285)

⁷ Fehlbildung oder Unterbrechung der Speiseröhre

Während der *analen Phase*, die Freud im 2. Lebensjahr ansetzt, tritt die Afterzone als Lustgewinnung in den Vordergrund. Freud bemerkt, dass sich in der analen Phase genauso auch orale Lustgewinnung findet, diese jedoch in den Hintergrund tritt. Durch Ausscheiden oder Zurückhalten des Kots oder durch masturbatorische Reizungen kommt der Aftergegend die zentrale Bedeutung der infantilen Lustgewinnung zu. „Das Hergeben des Stuhls wird in der Phantasie mit einem Geschenk an die Eltern gleichgesetzt, dessen Entäußerung die Gefügigkeit des kleinen Kindes seinen Bezugspersonen gegenüber ausdrückt, deren Verweigerung den Trotz“ (Diem-Wille 20067, S.167). Die Beherrschung des Schließmuskels bekommt für das Kind eine wichtige Bedeutung – in dieser Zeit bildet sich auch das Ich heraus (vgl. Tillmann 2000, S.64). Diese Phase ist durch verschiedene Ambivalenzen, wie zum Beispiel positive und feindselige Gefühle der Mutter gegenüber, gekennzeichnet. Das Lernen von „Ambivalenztoleranz [...]“ wird zur zentralen Entwicklungsaufgabe der analen Phase.“ (vgl. Tyson&Tyson 2001, S.67)

Etwa vom zweiten bis zum fünften Lebensjahr befindet sich das Kind nach Freud in der *phallischen Phase*. Der Begriff der phallischen Phase wurde oft kritisiert und seine Beschränkung auf den Knaben aufgezeigt. Der Phallus in diesem Sinne wird jedoch symbolisch verstanden - der Klitoris des Mädchens kommt hier ebenso ein phallischer Charakter zu. Tyson und Tyson beispielsweise weisen dennoch auf die Problematik der Bezeichnung hin und beziehen sich auf den früheren Begriff Freuds der „infantil-genitalen“ Phase (vgl. Tyson&Tyson 2001, S.68). Während dieser Zeit treten beim Knaben Penis und Hoden, beim Mädchen Klitoris und Schamlippen in den Vordergrund der Lustgewinnung. Es entsteht ein Interesse für die Geschlechtsteile von beiden Geschlechtern: „Sie stellen Fragen über anatomische Unterschiede und wollen wissen, woher die Babys kommen, ein Problem, zu dem sie dann ihre eigenen Theorien entwickeln“ (ebd. S.70).

Freud bezeichnet die anatomische Lage der Geschlechtsorgane als Hinweis für das spätere Primat als erogene Zonen:

„so wird man sich kaum der Auffassung entziehen können, dass durch die Säuglingsonanie, der kaum ein Individuum entgeht, das künftige Primat dieser erogenen Zone für die Geschlechtstätigkeit festgelegt wird“ (Freud 2006b, S. 278).

Während der phallischen bzw. infantil-genitalen Phase sind „Entwicklungsaufgaben [...], die um die Entwicklung der Geschlechtsidentität zentriert sind“ von großer Bedeutung. „[...] für das Kind geht es in erster Linie um die Konsolidierung eines geschlechtlich differenzierten,

narzisstisch positiv besetzten Körperbildes sowie um die Festigung von Geschlechtsrollenidentifikationen“ (Tyson&Tyson 2001, S.69).

Diese Phase überschneidet sich mit der narzisstischen, der präödipalen und der ödipalen Phase, in welcher das Kind endgültig zu seiner geschlechtlichen Identität findet (vgl. Tillmann 2000, S. 65). Tyson und Tyson betonen, dass das Kind schon in dieser Zeit ein gewisses Maß an Triebreife und ein „bestimmtes Niveau in der Entwicklung der Objektbeziehungen und der Geschlechtsidentität“ aufweist (vgl. Tyson&Tyson 2001, S.70). Auch wenn Freud den Ödipuskomplex als die „Schaltstelle von der aus die gesamte weitere Entwicklung des Kindes ihren Lauf nehme“ bezeichnet, so ist es von großer Bedeutung, die Entwicklung nicht isoliert innerhalb eines einzigen Systems zu betrachten, um wesentliche Elemente nicht auszulassen (vgl. ebd).

Bevor das Kind also in die ödipale Situation eintritt, befindet es sich im Stadium des primären Narzissmus, in welchem es noch keine Liebe zu einem anderen, einer „Objektliebe“ fähig ist, sondern völlig auf sich selbst gerichtet ist (vgl. Diem-Wille 2007, S.122). Gleichzeitig mit der Entwicklung der Fähigkeit zur Objektbesetzung finden die von Freud postulierten psychosexuellen Phasen statt. Melanie Klein gilt als erste Psychoanalytikerin, die sich systematisch mit der Objektbesetzung beschäftigt hat.

Im Folgenden soll der Ödipuskomplex, wie er von Freud ursprünglich konzipiert wurde vorgestellt werden, um danach mit Weiterentwicklungen, Kritik und Neuinterpretationen ergänzt zu werden.

3.4 Der Ödipuskomplex nach Freud

Freud hat den Begriff des Ödipuskomplexes in Anlehnung an die griechische Mythologie der Sage von König Ödipus⁸ entnommen, weil er dort Parallelen zu unbewussten Triebregungen finden konnte, wie Prof. Gertraud Diem-Wille verdeutlicht:

⁸ Bevor Ödipus, der Sohn von König Laios und dessen Frau Jokaste geboren wird, wird den Eltern vorausgesagt, ihr Sohn würde seinen Vater ermorden und seine Mutter heiraten. Um dieses Schicksal zu vermeiden, wird Ödipus als kleines Baby mit durchstochenen, gefesselten Füßen im Gebirge ausgesetzt. Über einen Hirten der Mitleid mit ihm hat, gelangt Ödipus zu König Polybos von Korinth und seiner Frau Merope. Dort wächst er in der Annahme, dies seien seine leiblichen Eltern, auf. Durch das Orakel von Delphi erfährt er als junger Mann von seinem vorbestimmten Schicksal - um diesem zu entkommen verlässt er Korinth. Auf seiner Reise trifft er auf König Laios, seinen leiblichen Vater - ohne diesen zu kennen, ermordet er ihn im Zuge einer

„Gerade dieses hilflose Unterworfensein im Handeln gegen alle moralischen Gesetze und bewussten Motive mag Freud veranlasst haben, die in uns allen wirksamen unbewussten Triebregungen, denen wir uns aber nicht entziehen können, nach der Ödipussage zu benennen“ (Diem-Wille 2007, S.170).

Um die ödipale Situation zu erklären, geht Freud von einer Familie mit Vater, Mutter und Kind bzw. Kindern aus. Ausgehend von einem Jungen illustriert er diese konfliktbehaftete Situation – erst später versucht er auch das „weibliche“ Äquivalent zu formulieren. Im Zuge der ödipalen Situation entsteht eine „sozio-psychische Dynamik“, die zu einer grundlegenden Neustrukturierung der Persönlichkeit des Kindes und somit auch zu einer Herausbildung der geschlechtlichen Identität führt (vgl. ebd). Da Freud seine Theorien vorwiegend aus der männlichen Sicht entwickelt hat, soll die idealtypische Verlaufslinie des Ödipuskomplexes beim Knaben, wie sie von Freud ursprünglich konzipiert wurde, kurz umrissen werden, um dann auf diejenige beim Mädchen näher einzugehen.

3.4.1 Verlaufslinie beim Knaben

Der Knabe hat wie das Mädchen von Anfang an eine intensive Beziehung zur Mutter – sie kann als erstes Liebesobjekt bezeichnet werden und man geht davon aus, dass sie als omnipotent erlebt wird (vgl. Diem-Wille 2007, S.171). Beim Eintritt in die ödipale Situation befindet sich der Knabe in der phallischen Phase, die masturbatorische Beschäftigung mit seinem Penis steht also im Vordergrund seiner Lustgewinnung. Der Knabe wird früher oder später erkennen müssen, dass die Erwachsenen diese Betätigung nicht gut heißen: „Es tritt mehr oder minder deutlich, mehr oder minder brutal die Drohung auf, dass man ihn dieses von ihm hochgeschätzten Teiles berauben werde“ (Freud 2006c, S.335). Diese sogenannte Kastrationsdrohung erlebt der Knabe zunächst als wenig bedrohlich, denn er geht von der Annahme aus, dass jeder einen Penis in seiner Art besäße. Erst durch die Anerkennung eines

Auseinandersetzung. Als Ödipus nach Theben gelangt, schafft er es das Rätsel der Sphinx zu lösen und bekommt dafür den Thron und seine eigene Mutter Jokaste, mit der er auch einige Kinder zeugt, zur Frau. Nach einer glücklichen Zeit wird Theben von einer schweren Seuche heimgesucht, die nur verschwinden würde, wenn der Mörder von Laios gefunden wird, wie das Orakel bekanntgibt. Durch den blinden Seher Teiresias kann der Mörder aufgedeckt werden. Ödipus, der es zuerst nicht glauben möchte, gelangt schließlich durch Überprüfung der Tatsachen zu demselben Ergebnis. Weil er dies nicht ertragen kann, sticht er sich die Augen auf, seine Frau und Mutter erhängt sich (vgl. Ranke-Graves 1993, S. 337 - 348).

anatomischen Unterschieds zwischen Buben und Mädchen, den er in der Realität entdeckt, wird die Drohung konkret bedrohlich und damit auf eine reale Ebene gehoben (vgl. Nasio 2004, S.9). Die Entdeckung, dass selbst die Mutter keinen Penis besitzt, trägt ihren Teil dazu bei. Die nun stark ausgeprägte Kastrationsangst führt dazu, dass sich der Knabe zwischen der Erhaltung seines Penis und seiner Mutter als Liebesobjekt entscheiden muss:

„Unter der Auswirkung dieser auftauchenden Kastrationsangst akzeptiert der Knabe das Gesetz des Verbots [der masturbatorischen Betätigung] und entscheidet sich für die Rettung seines Penis, sogar unter Verzicht auf die Mutter als Sexualpartnerin“ (Nasio 2004, S.11)

Die libidinöse Besetzung der Mutter neigt sich also dem Ende zu und wird durch die Identifizierung mit dem Vater, welche die Anerkennung der maskulinen Identität impliziert, ersetzt (vgl. Nasio 2004, S.12, Tillmann 2000, S. 67). Gleichzeitig muss der Knabe auch erkennen, dass die Beziehung der Eltern zueinander von einer besonderen Qualität gekennzeichnet wird. Erst wenn er akzeptieren kann, dass er von dieser reifen, sexuellen Beziehung ausgeschlossen ist, kann er die libidinöse Objektbesetzung der Mutter aufgeben und somit den Vater nicht mehr als Konkurrenz, sondern als Identifikationsfläche sehen (vgl. Diem-Wille 2007, S.183): „Statt die Mutter als Frau zu begehren, identifiziert der Knabe sich mit seinem Vater und eifert ihm nach, in der Hoffnung, später wie der Vater zu sein und eine Familie zu gründen.“ (ebd.) Freud formuliert das Ende des Kastrationskomplexes, welches beim Knaben gleichzeitig das Ende des Ödipuskomplexes darstellt, folgendermaßen:

„Beim Knaben [...] wird der Komplex nicht einfach verdrängt, er zerschellt förmlich unter dem Schock der Kastrationsdrohung [...] Im normalen, besser gesagt: im idealen Falle besteht dann auch im Unbewußten kein Ödipuskomplex mehr.“ (Freud 2006d, S.346f).

Die ödipale Phase kann jedenfalls als strukturierende und fruchtbare Krise gelten, in welcher der Knabe lernt, „seinen Mangel auf sich zu nehmen und seine Grenzen herzustellen“ (Nasio 2004, S.12). Durch die Identifizierung mit dem übermächtigen Vater (der auch aufgrund seines überlegenen Penis derart empfunden wird) richtet sich im Knaben das Über-Ich als moralische Instanz auf. Er internalisiert im Zuge dessen die gesellschaftlichen und damit auch die geschlechtsspezifischen Normen.

3.3.2 Verlaufslinie beim Mädchen

Die Entwicklungslinien beim Mädchen wurden von Freud weniger ausführlich dargestellt als jene des Knaben. Dies liegt zum Teil daran, dass ihm die Analyse der Entwicklung der „weiblichen“ Geschlechtsidentität einige Probleme bereitete:

„Beim kleinen Mädchen, meinten wir, müsse es ähnlich zugehen, aber doch in irgendeiner Weise anders. An welcher Stelle des Entwicklungsganges diese Verschiedenheit zu finden ist, das wollte sich nicht klar ergeben“ (Freud 2006d, S.341).

Die folgende Darstellung des „weiblichen“ Ödipuskomplexes wurde besonders von feministischer Perspektive kritisiert und ist in dieser Konzeption heute nicht mehr tragbar. Dennoch liefert sie interessante Anknüpfungspunkte, weshalb hier zuerst die ursprünglichen Darstellung Freuds wiedergegeben werden soll.

Vor dem Eintritt in die ödipale Situation lässt sich beim Mädchen ebenso wie beim Knaben eine intensive Mutterbeziehung erkennen, wobei die Mutter als „Liebesobjekt“ bezeichnet werden kann (vgl. Tillmann 2000, S. 67). Für das Mädchen stellen die Genitalien ebenso wie für den Jungen den zentralen Aspekt für die Lustgewinnung dar - beide befinden sich also in der genitalen Phase (vgl. ebd). Im Gegensatz zum Jungen, der bei seiner ersten Objektbesetzung der Mutter bleiben kann, muss sich beim Mädchen jedoch ein fundamentaler Wechsel vollziehen. Wiederum bewirkt die Erkenntnis des anatomischen Geschlechtsunterschieds eine Wandlung: Das Mädchen sieht den Penis des Bruders, Spielgefährten o.ä. und entdeckt an sich selbst einen Mangel.

„Sie hat es gesehen, weiß, dass sie es nicht hat, und will es haben ... Die Hoffnung, doch noch einmal einen Penis zu bekommen und dadurch dem Manne gleich zu werden, kann sich bis in unwahrscheinlich späte Zeiten erhalten“ (Freud 2006d, S.343f).

Das Mädchen erlebt im Gegensatz zum Jungen keine Kastrationsdrohung, sondern entdeckt: ich bin schon kastriert worden, und gibt der Mutter, die sie ebenso als kastriert wahrnimmt, dafür die Schuld. Weil die Mutter als minderwertig und als verantwortlich für das Fehlen des Penis betrachtet wird, ist nun die Abwendung von dieser eine logische Konsequenz. Damit ist auch eine „Abwertung von Weiblichkeit generell“ verbunden, (Tillmann 2000, S.69) wie Freud mit folgender Aussage formuliert: „Mit der Einsicht in die Allgemeinheit dieses

negativen Charakters stellt sich eine große Entwertung der „Weiblichkeit“, also auch der Mutter, her“ (Freud 2006e, S.355).

Diese Fokussierung auf den Mangel sowie die Abwertung der „Weiblichkeit“ wurden stark kritisiert. Neuere Konzeptionen und Interpretationen wie in etwa von Chasseguet-Smirgel zeigen auf, dass der Penisneid nicht aus der Unkenntnis der Vagina, sondern aus dem „Bedürfnis, die Macht der Mutter zu brechen“ resultiert (Chasseguet-Smirgel 1988, S.24). Um dem eigenen narzisstischen Schmerz sowie der eigenen Abhängigkeit zu entgehen, käme es zu einer Verkehrung in das Gegenteil - somit wird die omnipotent erfahrene Mutter als passiv-abhängig wahrgenommen (vgl. Diem-Wille 1996, S.87).

Nach Freud wird die Objektbindung des Mädchens zur Mutter durch die Erkenntnis des Mangels gelöst, und eine stärkere Hinwendung zum Vater erfolgt. Hier wird ein wesentlicher geschlechtsspezifischer Unterschied im Verlauf der ödipalen Situation bemerkbar: „Während der Ödipuskomplex des Knaben am Kastrationskomplex zugrunde geht, wird der des Mädchens durch den Kastrationskomplex [erst] ermöglicht und eingeleitet“ (Freud 2006d, S. 346). Ähnlich wie beim Knaben vollzieht sich diese Hinwendung zum andersgeschlechtlichen Elternteil maßgeblich durch eine Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, welche die Annahme der geschlechtlichen Identität darstellt. Um dem Vater zu gefallen, möchte das kleine Mädchen so sein wie seine eigene Mutter, denn es erkennt die besondere Beziehungsqualität der Eltern, die sie mit einer gewissen Eifersucht wahrnimmt. Die Mutter wird einerseits ein „Objekt der Eifersucht“ und dient als Vorbild, weil sie vom Vater begehrt wird, andererseits wurde sie jedoch abgewertet und diese Abwertung stellt erst die Voraussetzung für die Identifizierung dar. „Aus dieser Situation ergibt sich eine sehr ambivalente Beziehung zur Mutter (und zur Weiblichkeit generell)“ (Tillmann 2000, S.69). Die Hinwendung zum Vater vollzieht sich nachdem das Mädchen akzeptiert hat, keinen Penis zu haben, durch eine Umwandlung des Wunsches nach diesem zum Wunsch nach einem Baby vom Vater (vgl. Diem- Wille 2007, S. 185, Diem-Wille 1996, S.86). Auch hier gibt es kritische Stimmen, die meinen, der Wunsch nach einem Kind wäre hier primär und nicht erst Resultat des Penisneids (Diem-Wille 2007, S.185).

Während sich also nach Freuds Darstellung beim kleinen Knaben durch die „Zerschellung“ des Mutterbilds schockartig ein Über-Ich aufrichtet und eine Identifizierung mit dem Vater, und damit mit Männlichkeit erfolgt, vollzieht sich dieser Weg beim kleinen Mädchen weitaus weniger geradlinig und sehr viel ambivalenter. Mit der ödipalen Situation wird nur schrittweise abgeschlossen.

Die folgende Abbildung verdeutlicht den Unterschied der ödipalen Situation der Geschlechter (nach Freud):

<i>Verlauf der ödipalen Situation</i>	
<p><i>Beim Knaben</i></p> <p>Prä-ödipale Bindungen an die Mutter</p> <p style="text-align: center;">↓</p> <p>Penis<entdeckung> und Kastrationsangst</p> <p style="text-align: center;">↓</p> <p>Ödipale Wünsche zerschellen an der Kastrationsdrohung, Aufgabe der Mütterlichen Objektbeziehung, Auf- richtung des Über-Ichs, Identifizie- rung mit dem übermächtigen Vater</p>	<p><i>Beim Mädchen</i></p> <p>Prä-ödipale Bindung an die Mutter</p> <p style="text-align: center;">↓</p> <p>Entdeckung der eigenen Penislosigkeit, Kastrationskomplex, Penisneid, Abwendung von der Mutter</p> <p style="text-align: center;">↓</p> <p>Zuwendung zum Vater und Eintritt in die ödipale Situation, Identifizierung mit der Mutter: so sein wie sie, um von Vater geliebt zu werden</p> <p style="text-align: center;">↓</p> <p>Ödipale Situation wird nur langsam verlassen, Über- Ich- Aufrichtung weniger eindeutig als beim Knaben</p>
<p>(nach Freud 2006b; zit. n. Abbildung aus: Tillmann 2000, S. 68)</p>	

Diese Darstellung des Ödipuskomplexes kann nur als idealtypisches Erklärungsmodell verstanden werden, das sich nicht zwingend in exakt dieser Art und Weise in der Realität wieder finden muss.

Bevor auf verschiedene kritische Betrachtungen des „weiblichen“ Ödipuskomplex’ nach Freud eingegangen werden soll, erscheint es erwähnenswert, dass Freud selbst das „Rätsel des Weibes“ nicht als endgültig oder vollständig gelöst betrachtete, sondern im Gegenteil, zu weiterem Erforschen anregte (vgl. Chasseguet-Smirgel 1974, S.135f).

3.5 Weiterentwicklung und Kritik des Freudschen Ödipuskomplexes

Besonders die Entwicklung der „weiblichen“ Geschlechtsidentität und Sexualität, wie sie Freud postulierte, wurden schon zu seinen Lebzeiten in Frage gestellt. Karen Horney, Helene Deutsch, Melanie Klein und Janine Chasseguet-Smirgel seien hier als Kritikerinnen genannt, die zu Weiterentwicklungen führten.

Mitscherlich und Birksteet-Breen beispielsweise nehmen an, dass das Mädchen seine „Weiblichkeit“ schon wesentlich vor der ödipalen Situation realistisch einschätzt. Es habe „ein angeborenes Wissen [...] über ihre weiblichen Geschlechtsteile und damit ihres Wertes als Mädchen, d.h. eine ‚primäre Weiblichkeit‘“ (Diem-Wille 2007, S.185). Erik Erikson beispielsweise gelangte durch Beobachtung von Spielen kleiner Mädchen zu der Auffassung, dass diese sehr wohl ein Verständnis für ihre Geschlechtsorgane haben. Er konnte feststellen, dass kleine Mädchen oft Häuser bauen oder Hohlräume und kuschelige Ecken schafften, während Buben gerne mit „phallischen“ Gegenständen wie Lanzen, Schwertern etc. spielten (vgl. Diem-Wille 2007, S.185f).

Auch Nancy Chodorow stellte fest, dass Kinder schon wesentlich vor der ödipalen Situation über ihre geschlechtliche Identität als Mädchen oder Bub bescheid wissen:

„die soziale Geschlechtsidentität [ist] mit seltenen Ausnahmen bei allen Kindern etwa mit drei Jahren fest und unverändert etabliert [...] Sie wird in erster Linie aus sozialen Zuschreibungen an das biologische Geschlecht aufgebaut, die bereits mit der Geburt einsetzen und gemeinsam mit der Sprache kognitiv gelernt werden. Körperliche Erfahrungen tragen ebenso wie die Wahrnehmung des eigenen Körpers und der Geschlechtsteile zum Aufbau eines geschlechtlich definierten Körper-Ich bei [...] Die meisten Mädchen entwickeln daher schon früh eine eindeutig weibliche soziale Geschlechtsidentität und nehmen die eigenen Geschlechtsorgane realistisch wahr“ (Chodorow 1990, S.196f).

Chodorow betont also auch den Aspekt der Sprache, in welcher die geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen schon sehr früh an das Kind herangetragen werden. Diese Auffassung teilt auch Breens, der erkennt, dass in der Realität bei keinem Geschlecht ein Mangel bestehe, die westliche Gesellschaft diese Auffassung jedoch über die Sprache an die Kinder vermittele (Diem-Wille 1996, S.88).

Wolfgang Mertens betont die symbolische Bedeutung des Phallus und sieht den empirisch beobachtbaren Penisneid nicht als Resultat eines Neids auf körperliche Unterschiede, sondern als Reaktion auf spezifische Privilegien des Knaben, wie in etwa die größere Unabhängigkeit von der Mutter. Als identitätsstiftend oder ausschlaggebend für den sich vollziehenden Objektwechsel in der Entwicklung kann dieser Neid jedoch nicht angesehen werden. Mertens revidiert auch die Annahme, dass das Mädchen unbestimmt lange in der ödipalen Situation zu verweilen mag:

„[...] nicht viel anders als der Junge- [versucht das Mädchen] mit den aufgewühlten Affekten und Leidenschaften umzugehen und ihn [den Ödipuskomplex] allmählich, zumindest tendenziell, zu überwinden“ (Mertens 1996, S.26).

Als Grund weshalb viele Mädchen in vergangener Zeit länger in der ödipalen Einstellung blieben, gibt er die patriarchalischen Familienverhältnisse an.

Sehr kontrovers diskutiert ist die Folgerung Freuds aus dem Ödipuskomplex, dass Frauen aufgrund des weniger dominanten Über-Ichs und der brüchigeren geschlechtlichen Identitätsentwicklung, geringere moralische Verantwortung besäßen. Freuds Ansicht kommt in folgendem Zitat zur Geltung:

„Man zögert es auszusprechen, kann sich aber doch der Idee nicht erwehren, dass das Niveau des sittlich Normalen für das Weib ein anderes wird. Das Über-Ich wird niemals so unerbittlich, so unpersönlich, so unabhängig von seinen affektiven Ursprüngen, wie wir es vom Manne fordern. Charakterzüge, die die Kritik seit jeher dem Weibe vorgehalten hat, dass es weniger Rechtsgefühl zeigt als der Mann, weniger Neigung zur Unterwerfung unter die großen Notwendigkeiten des Lebens, sich öfter in seinen Entscheidungen von zärtlichen und feindseligen Gefühlen leiten lässt. Fänden in der oben abgeleiteten Modifikation der Über-Ichbildung eine ausreichende Begründung“ (Freud 2006d, S.347).

Aus diesem Zitat wird die damals gesellschaftlich gängige androzentristische Perspektive, die auch Freud einnahm, ersichtlich. Melanie Klein kritisierte Freuds Idealisierung des „unerbittlichen“ Über-Ichs: Sie spricht im Gegensatz dazu von einem grausamen Über-Ich, welches sich gegen das kindliche Ich richtet, jedoch oft bis ins hohe Erwachsenenalter bestehen bleibt (vgl. Diem-Wille 2007, S.172). Menschen mit einem grausamen Über-Ich haben oft einen stark ausgeprägten Selbsthass und sind nie mit sich zufrieden. Für eine funktionierende Gesellschaft und für ein gesundes Ich ist es daher sehr wichtig, dass sich dieses grausame Über-Ich mäßigt und zu einem normal ausgeprägten Gewissen, einer moralischen Instanz wird (vgl. Diem-Wille 2007, S. 172). Sie betont die positiven Seiten der Besonderheit des „weiblichen“ Über-Ichs:

„Im Gegensatz hierzu ist aber beim Weibe gerade auch eine große, nicht auf Überkompensierung basierende Fähigkeit anzutreffen, die eigenen Wünsche hintanzusetzen und aufopferungsvolle Hingabe an ethische und soziale Aufgaben zu empfinden. Diese Fähigkeit lässt sich nicht durch das Mischverhältnis der männlichen und weiblichen Züge, das zufolge der bisexuellen Anlage im Einzelfalle über die Charakterbildung auch mitentscheidend ist, erklären, da sie gerade deutlich mütterlichen Charakter zeigt.“ (Klein 1928 S.18)

Melanie Klein leitet also aus dem „weiblichen“ Über-Ich eine Begabung für „ethische und soziale“ Aufgaben ab, sowie die Fähigkeit, eigene Bedürfnisse in den Hintergrund zu stellen. Sie nimmt sogar das Wort „mütterlich“ in den Mund. Klein sieht also in der spezifischen Herausbildung des Über-Ichs bei Mädchen und Frauen den Kern des scheinbar naturhaft

angelegten „mütterlichen“ Charakters. Hier ist noch einmal daran zu erinnern, dass nicht von einem aus heutiger Sicht nicht mehr tragbaren, rein biologisch angelegten Charakter die Rede ist, sondern von einem „trieb-dynamisch“ entstandenen.

Dennoch könnte man aus diesem Zitat schon eine Antwort auf die hohe Attraktivität von sozialen oder „mütterlichen“ Berufen für Frauen erkennen.

Chodorow kritisiert die Überbetonung der Bedeutung der schockartigen Aufrichtung des Über-Ichs von Freud ebenso. Sie gelangt zu der Auffassung, dass Frauen aufgrund des ambivalenteren Ödipuskomplexes und der weniger geradlinigen Situation ein erhöhtes Interesse an Beziehungen erlangen und damit ein größeres Maß an Empathiefähigkeit und Beziehungskompetenz aufweisen (vgl. Chodorow 1990, S.217). Wenn diese Aspekte auch aus psychoanalytischer Sicht als spezifisch „weiblich“ gelten können, dann liegt die geschlechterrollenkonforme Berufswahl auch aus dieser Perspektive nahe.

Mertens äußert sich zum „weiblichen“ Über-Ich folgendermaßen:

„Das Über-Ich von Frauen ist nicht weniger stark als bei Männern; allerdings ist es strukturell und inhaltlich anders, weil die präö-dipalen Über-Ich-Vorläufer (aber auch die späteren Inhalte) zu einem großen Teil von der Mutter vermittelt werden und das Mädchen aufgrund der Geschlechts-gleichheit diese Ge- und Verbote anders verinnerlicht als der Junge“ (Mertens 1996, S.26)

Generell wird in vielen Kritiken darauf hingewiesen, dass der Ödipuskomplex überbetont wurde und nur beispielhaft gelten kann. Tyson und Tyson beispielsweise sind der Meinung, dass bei Kindern schon vor der ödipalen Situation ein gewisses Maß an der Entwicklung des Ichs aber auch des Über-Ichs vorhanden sei (vgl. Tyson&Tyson 2001, S.70). Die Arbeiten von Melanie Klein zum Thema „Frühstadien des Ödipuskomplexes“ unterstreichen diese Annahme (vgl. Klein 1928). Sie relativiert die dramatische Bedeutung des Ödipuskomplexes und weist auf die Bedeutung früher ödipaler Konflikte hin.

3.5.1 Melanie Klein

Zentral ist hierbei die Annahme, dass der Säugling von Geburt an über ein „eigenes Ich, über unbewusste Phantasien, sowie über die Fähigkeit, Objektbesetzungen aufzubauen, Angst zu erleben und entsprechende psychischen Abwehrmechanismen einzuleiten“ verfügt (vgl. Tyson&Tyson 2001, S. 81).

Die erste aller Objektbesetzungen stellt die der Mutterbrust dar – dieser Teilaspekt der Mutter wird einerseits als Befriedigung und Lustquelle erfahren, andererseits löst er aufgrund der zeitweiligen Abwesenheit Frustrationsgefühle aus. Das Kind wird damit mit seiner eigenen Hilflosigkeit und Bedürftigkeit konfrontiert (vgl. Diem-Wille 2007, S.171). Melanie Klein führt angelehnt an die Phasen der psychosexuellen Entwicklung den Begriff der Position ein. Demnach bewegt sich der Säugling in einem Spannungsverhältnis zwischen der „paranoid schizoiden“ und der „paranoid depressiven“ Position (Tyson&Tyson 2001, S.82). Erstere Position erlangt ihren Namen „paranoid“, weil das Kind Angst vor der Versagung der Mutter hat, es fürchtet deren Abwesenheit. „Der Versuch, das böse Objekt zu zerstören, führt schließlich zu dessen Internalisierung bzw. Introjektion“ (ebd)

Als „schizoid“ bezeichnet wird diese Position deshalb, weil es dem Kind in dieser Phase noch nicht gelingt, die Mutter als böses und gutes Objekt gleichzeitig wahrzunehmen, sondern diese beiden Pole spaltet (vgl. ebd). In diesem Zusammenhang kommt dem Konzept der projektiven Identifizierung eine wichtige Bedeutung zu.

In der depressiven Position hingegen ist das Kind etwa im Alter von 3 Monaten. Diese Phase wird vor allem durch eine Angst, das geliebte und gehasste Objekt zerstört zu haben, gekennzeichnet (ebd. S.83). „Gefühle des Verlustes und der Hoffnungslosigkeit“ prägen diese Situation, weshalb der Begriff depressiv gewählt wurde (ebd). Diese Depression ist jedoch als strukturierende, krisenhafte Entwicklung zu verstehen und fördert die Entstehung des Über-Ichs sowie den Eintritt in die ödipale Situation (ebd).

Die paranoiden aber auch die schizoiden Ängste gipfeln in der oral-sadistischen Phase, die dazu führt, dass ich das Kind dem väterlichen Penis als Objekt der Begierde zuwendet. Die ersten ödipalen Wünsche gestalten sich nach Klein insofern, dass das Kind Phantasien über die Beraubung des Penis der Mutter, ihrer guten Körperinhalte und ihrer neuen Babys, aufweist (ebd.).

Durch die allmähliche Entstehung des Über-Ichs, entwickelt das Kind jedoch gegen diese aggressiv sadistischen Wünsche Wiedergutmachungsbestrebungen (ebd.)

3.5.2 Janine Chasseguet-Smirgel

Janine Chasseguet-Smirgel lieferte einige Weiterentwicklungen der Freudschen Konzeption des Ödipuskomplexes, die hier kurz nach Relevanz zusammengefasst dargestellt werden sollen.

Sie kritisiert an Freud den „phallischen Monismus“ wonach weder das Mädchen noch der Junge ein Wissen über die Existenz der Vagina hätten (vgl. Chasseguet-Smirgel 1988, S.15). Unter dieser Annahme wäre die Sexualität des Mädchens vom „unerfüllbaren Wunsch nach einem Penis“ geprägt und stünde „ganz und gar unter dem Zeichen des Mangels“ (vgl. ebd.). Ihrer Theorie zufolge entspringt diese Annahme des „phallischen Monismus“ einer Ich-Spaltung und nicht der realen Unwissenheit über die Existenz der Vagina (vgl. ebd. S.11). Aus der archaischen Angst vor der übermächtigen Mutterimago (der unbewussten inneren Vorstellung der Mutter) resultiere eine Angst vor dem „Weiblichen“, die wiederum der Grund für die Verleugnung der Vagina wäre (vgl. Moré 2001, S.17). Die Psychoanalyse habe diese Verdrängung nicht entdeckt, sondern weiter fortgeschrieben. Der in allen Kindern wirkende Wunsch, sich von der archaischen Mutter zu befreien, sei der primäre Grund dafür (vgl. Moré 2001, S.17). Chasseguet-Smirgel begründet ihre Annahme, des „unbewussten Wissens“ über die Existenz einer Vagina, mit dem starken Interesse der Kinder an den Unterschieden zwischen Mann und Frau - weit vor der Pubertät (vgl. Chasseguet-Smirgel 1988, S.5ff). Außerdem rekurriert sie auf das Fallbeispiel des kleinen Hans⁹ von Freud, woraus hervorgeht, dass Hans schon weiß, dass das Kind aus dem „Wiwimacher“ der Mutter kommt (vgl. ebd. S.5ff).

Chasseguet-Smirgel weist auf die wichtige Bedeutung der inneren Bilder der Eltern hin. Sie zeigt, dass das Kind aus der Abhängigkeit gegenüber der Mutter eine „allmächtige Mutterimago“ herausbildet (ebd. S.16f). Sie merkt außerdem an, dass der umstrittene Penisneid mit der Macht des inneren Mutter-Bildes zusammenhängt: „Im allgemeinen ist der Penisneid desto stärker, je erdrückender die Mutterimago ist“ (ebd. S.25). Das Akzeptieren der „Weiblichkeit“ sowie die Identifizierung mit der Mutter werden durch die allmächtige Mutterimago erschwert denn „die Vorstellungen über Weiblichkeit und weibliche Sexualität für alle Menschen [hängen] mit unbewussten archaischen Bildern von der frühen Mutter“

⁹ „Früh um 5 Uhr, mit dem Beginne der Wehen, wird Hans' Bett ins Nebenzimmer gebracht; hier erwacht er um 7 Uhr und hört das Stöhnen der Gebärenden, worauf er fragt: „Was hustet denn die Mama?“ Nach einer Pause: „Heut kommt gewiss' der Storch.“ (...) Später wird er in die Küche gebracht; im Vorzimmer sieht er die Tasche des Arztes und fragt: „Was ist das?“, worauf man ihm sagt: „Eine Tasche.“ Er dann überzeugt: „Heut' kommt der Storch.“ Nach der Entbindung kommt die Hebamme in die Küche und Hans hört, wie sie anordnet, man möge einen Tee kochen, worauf er sagt: „Aha, weil die Mammi hustet, bekommt sei einen Tee.“ Er wird dann ins Zimmer gerufen, schaut aber nicht auf die Mama, sondern auf die Gefäße mit blutigem Wasser, die noch im Zimmer stehen, und bemerkt, auf die blutige Leibschüssel deutend, befremdet: „Aber aus meinem Wiwimacher kommt kein Blut.“ (Freud 2000, S.45)

zusammen (vgl. Moré 2001, S.16). Chasseguet-Smirgel weist darauf hin, dass Freud in „impliziter“ Weise die „vorrangige“ Rolle der Mutter gegenüber dem Kind, anerkennt (Chasseguet-Smirgel 1988, S. 26).

Sie geht weiters von „spezifisch weiblichen Schuldgefühlen“ aus, welche sich aus dem spezifisch „weiblichen“ Objektwechsel im Zuge des Ödipuskomplexes entwickeln. Sie hält diese für einen „universelle[n] Bestandteil der weiblichen Psychosexualität“ (vgl. Moré 2001, S.17). Den Objektwechsel führt sie auf die Mechanismen der Spaltung und der Projektion zurück (vgl. ebd.). Aufgrund „unvermeidlicher Versagungen“ wird die Mutter zuerst in ein „gutes“ und ein „böses inneres Objekt“ gespalten (ebd. S.17). Diese Spaltung wird noch von Knaben und Mädchen in gleicher Weise vollzogen. Die guten Anteile der Mutter werden auf den Vater projiziert, um der als bedrohlich wahrgenommenen Mutterimago zu entkommen. Für das Kind existiert dann nur noch die entwertete, Mutter(imago) und das idealisierte Vaterbild (ebd. S.18).

„Meines Erachtens empfindet das Mädchen Schuldgefühle nicht nur aus Gründen, die ihre idealisierte Beziehung zum Vater betreffen, wie ich sie vor langer Zeit (1964) einmal beschrieb, sondern auch deswegen, weil sie der Umklammerung der Mutter und der primären Symbiose entkommen und die männliche Komponente ihrer Sexualität auf sich nehmen will, wobei der Penis das Organ ist, das der realen Mutter fehlt und es der Tochter, wenn sie es besäße, erlauben würde, sich von ihr zu unterscheiden.“ (Chasseguet-Smirgel, 1988 S.45)

Sie geht außerdem von einem Zusammenhang zwischen den geschilderten „weiblichen Schuldgefühlen“ und der „Hemmung der Erfindungsgabe bei Frauen“ aus (vgl. ebd. S.23):

„Diese Hemmungen der weiblichen Bemächtigungswünsche übertragen sich...generell auf die Durchsetzung von Selbstverwirklichungswünschen bei Frauen, da diese Wünsche unbewusst mit phallischer Aktivität gleichgesetzt würden und damit den Wunsch repräsentieren, sich den väterlichen Phallus anzueignen. Die Vermeidung der Konkurrenz gegenüber Männern habe für Frauen die unbewusste Bedeutung, den Vater nicht zu kastrieren, um ihn dadurch als Objekt nicht ebenfalls zu verlieren und zu zerstören“ (Moré 2001,S.22f zit. nach Chasseguet Smirgel 1974)

Chasseguet-Smirgel zufolge entsprechen intellektuelle und kreative Fähigkeiten unbewusst einem „Phallus-Erwerb“. Nachdem dieser bei Frauen mit Schuldgefühlen verbunden ist, liegt eine Hemmung dieser Fähigkeiten bei Frauen als Folge nahe (vgl. ebd.). Anders ausgedrückt bedeutet ein „beruflicher Erfolg“, symbolisch die an die Mutter geknüpfte Lebensweise zu verlassen und sich zum Vater hinzuwenden, weshalb Schuldgefühle entstehen (Flaake/King

1992, S.18). Jessica Benjamin weist darauf hin, dass „Selbsttätigkeit, Handlungsfähigkeit und Aktivität“ ebenso wie beruflicher Erfolg symbolisch an den Vater geknüpft sind und mit dem Bild der „Weiblichkeit“ in Konflikt geraten (Flaake/ King 1992, S.18 zit.n. Benjamin 1988, S.110). Flaake und King weisen aber auch auf die „kulturelle Entwertung“, die eine „Eine Selbstdefinition primär über Familienbezug und Mutterschaft“ bedeuten würde, hin (vgl. Flaake/King 1992, S.18f).

Die theoretischen Auseinandersetzungen mit der Psychoanalyse von Janine Chasseguet-Smirgel gehen noch weit über die hier umrissenen Themen hinaus - für diesen Rahmen soll es jedoch diese kurze Zusammenfassung genügen.

3.5.3 Nancy Chodorow

Im Folgenden soll der Ansatz von Chodorow genauer betrachtet werden. Ihr zentrales Werk: „Das Erbe der Mütter“ (The Reproduction of mothering) legt dar, dass nur Frauen „muttern“ (vgl. Chodorow 1990). Sie betrachtet dies nicht als naturgegeben, sondern als Ergebnis einer patriarchal-kapitalistisch organisierten Gesellschaft, denn spätestens nach der Stillzeit sind es nicht mehr zwingend die Frauen, denen die Aufgabenbereiche Pflege, Erziehung, und allgemein das „Muttern“ zugeschrieben werden müssen. Chodorow kritisiert an Freud, dass er die bürgerliche Kleinfamilie als konstante und damit quasi natürliche Rahmenbedingung ansieht – problematisch sieht sie die damit verbundenen Implikationen, wie etwa die Rollen- und Arbeitsteilung. Chodorow lehnt sich zwar in vielen Bereichen an die psychoanalytischen Grundthesen Freuds an, relativiert jedoch die ödipale Situation und deren Wert. Ihr zufolge entsteht keine derart dramatische Zuspitzung, welche zu einem fundamentalen Wandel in der Objektbesetzung führt. Sie spricht von der Mutter-Kind-Dyade, die durch Hinzukommen des Vaters trianguliert wird. Demnach hat die Hinwendung zum Vater jedoch nicht im Penisneid ihren Ursprung, sondern wird durch die Abhängigkeit zur als allmächtig erfahrenen Mutter eingeleitet, wie aus folgendem Zitat hervorgeht:

„Hält eine allmächtige Mutter mit ihrer Tochter eine Beziehung voller primärer Liebe und primärer Identifikation aufrecht, während sie gegenüber ihrem Sohn Grenzen [...] aufbaut, ist es recht wahrscheinlich, dass der Vater für das Mädchen zum Symbol der Befreiung aus dieser Abhängigkeit und Verschmolzenheit wird. Wahrscheinlich wendet sich ein Mädchen dem Vater nicht wegen seines Geschlechts oder seiner sexuellen Orientierung zu, sondern weil er eine Person ist, die ihr mit größerer Wahrscheinlichkeit hilft, von der Mutter loszukommen“ (Chodorow 1990, S.159)

Wenn gleich diese Ohnmachtserfahrung auch für den Knaben gilt, so ist sie beim Mädchen stärker, weil sich die Mutter selbst im Mädchen stärker wieder erkennt:

„Mütter neigen dazu, ihre Töchter als sich selbst ähnlicher und als kontinuierlicher zu erleben. Dementsprechend neigen Mädchen dazu Teil der dyadischen Mutter-Kind-Beziehung zu bleiben.“ (Chodorow 1990, S.216)

Die Söhne hingegen werden von den Müttern selbst oft als Gegenstücke erlebt und dadurch eher aus der präödipalen Beziehung gedrängt. Die primäre Beziehung zur Mutter wird daher eher abgeschnitten und das „Gefühl der empathischen Verbindung“ wird gezwungenermaßen aufgegeben (vgl. Chodorow 1990, S.216f).

Die wichtigsten Unterschiede zum Ödipuskomplex nach Freud, so wie er weiter vorne dargestellt wurde, liegen also darin, dass zwar bei beiden Geschlechtern zuerst die präödipale Beziehung zur Mutter besteht, diese vom Mädchen jedoch oft länger bzw. in einem gewissen Zwiespalt aufrechterhalten wird, während der Knabe sich bruchartig von ihr löst. Die Hinwendung des Mädchens zum Vater vollzieht sich nach Chodorow weniger aufgrund seines körperlichen Penis, als vielmehr aufgrund der Möglichkeit, dadurch von der Mutter unabhängig zu werden (s.o). Der Penis spielt hierbei lediglich als Symbol eine Rolle (Chodorow 1990, S.102 ff, S.161). Ausschlaggebend ist bei beiden Geschlechtern das Beziehungsdreieck Vater-Mutter-Kind, in welchem sich das Kind durch verschiedene geschlechtsspezifische Erfahrungen seinen Platz sucht und seine angemessene Geschlechtsidentität internalisiert (vgl. ebd). Chodorow ist also der Ansicht, dass das Kind im ödipalen Dreieck typisch „weibliche“ bzw. typisch „männliche“ Beziehungserfahrungen macht. Dies hat sie dazu veranlasst, den Mädchen ein stärkeres Interesse an Beziehungen und eine höhere Empathiefähigkeit zuzuschreiben:

„Mädchen schließen diese Periode [die ödipale Phase] mit einer in ihre primäre Definition des Selbst eingebauten Grundlage für ‚Empathie‘ ab, die bei Knaben nicht in der gleichen Weise entsteht. Mädchen haben eine stärkere Grundlage dafür, die Bedürfnisse oder Gefühle anderer als ihre eigenen zu erleben (oder sich in die Bedürfnisse und Gefühle anderer einzufühlen).“ (ebd. S.217)

Aus diesen Überlegungen Chodorows, die zwar mit einer gewissen Abwertung der Männlichkeit bzw. der Knaben einhergeht, könnte man das erhöhte Interesse der Frauen und Mädchen an sozialen Berufen erklären.

Chodorow wurde jedoch nicht nur positiv rezipiert, sondern auch kritisiert, denn sie scheint mit ihrem Ansatz stereotype Bilder von „Weiblichkeit“ nicht aufzudecken, sondern zu rekonstruieren (Smykalla 1997, S. 23f.). Ein Kritikpunkt der ihr vorgeworfen wird ist, dass sie aus einer soziologischen Perspektive auf die Psychoanalyse als Nachbardisziplin ausweicht und damit den gesetzten Rahmen verlässt (vgl. Smykalla 1997, S. 5f.). Diesem Vorwurf soll jedoch folgendes Zitat von Adorno entgegengehalten werden:

„Die Trennung von Gesellschaft und Psyche ist falsches Bewusstsein; sie verewigt kategorial die Entzweiung des lebendigen Subjekts und der über den Subjekten waltenden und doch von ihnen herrührenden Objektivität.“
(Adorno 2003, S.44)

Wie viele andere kritisiert Smykalla an der Psychoanalyse, dass sie sich hauptsächlich auf frühkindliche Erfahrungen, die schwer rekonstruierbar sind, bezieht. Dabei wird der Erlangung der psychologischen Geschlechtsidentität lediglich die Zeit der ersten Lebensjahre eingeräumt. Diese Retrospektive führe zu einer Ausblendung wichtiger Elemente in der Entwicklung, die erst später von statten gehen (vgl. Smykalla 1997, S. 6f.). Smykalla wirft Chodorow außerdem vor, in ihrer Argumentation die anfangs genannten ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen zunehmend zu vernachlässigen, sodass schlussendlich eine Überbewertung der Bedeutung der psychologischen „Mütterlichkeit“ entstehe. Auch die anfangs kritisierte Heranziehung der bürgerlichen Kleinfamilie als Analyseeinheit, übernehme sie in ihren Ansatz, wodurch sie gesellschaftliche Zusammenhänge und Vermittlungen ausblende (vgl. ebd.). Sie geht von einer dichotomen Geschlechtsstruktur, sowie einer als Norm gesetzten Heterosexualität aus (vgl. Smykalla 1997, S. 8ff.). Ihrer Theorie zufolge müssten Männer immer höher gestellt sein als Frauen (denn das Mädchen strebt ja nach der Unabhängigkeit des Knaben von der Mutter sowie dessen Privilegien).

Trotz der Kritik an Chodorows Ansatz, stellt dieser einen Versuch dar, die Entstehung der „weiblichen“ Geschlechtsidentität unter Bezugnahme auf Freuds umstrittene Theorien neu zu untersuchen und mit feministischen Ansätzen zu verknüpfen. Unter Bezugnahme auf soziologische und psychoanalytische Theorien gelingt es ihr, bestimmte Zusammenhänge aufzuzeigen - auch wenn sie letztendlich Gefahr läuft „Weiblichkeit“ nicht aufzudecken, sondern festzuschreiben.

3.6 Identifizierung

Der Prozess der Identifizierung ist, wie in den Ausführungen deutlich wurde, jener Prozess, in welchen der Ödipuskomplex mündet, er kann also als Ausgang gewertet werden und ist deshalb von zentraler Bedeutung für die Ausbildung der Geschlechtsidentität. Im Wörterbuch der Psychoanalyse wird er als: „Psychologischer Vorgang, durch den ein Subjekt einen Aspekt, eine Eigenschaft, ein Attribut des anderen assimiliert und sich vollständig oder teilweise nach dem Vorbild des anderen umwandelt“ bezeichnet (Laplanche/Pontalis 1972, S.219).

Von Freud wird der Begriff Identifizierung verwendet und nicht der in der Alltagssprache stärker vertretene der Identifikation. In deutschsprachigen Übersetzungen wird der englische Begriff „Identification“ fälschlicherweise oft mit Identifikation übersetzt.

Alltagssprachlich verwenden wir den Begriff gleich bedeutend mit vereinheitlichen, vereinen, oder „ähnlich-werden“. Klassischerweise hat man eine Vorstellung von zwei Personen oder Objekten, wobei sich Objekt A in Richtung Objekt B verändert. A wird also zu B. Im psychoanalytischen Sinn erfolgt diese Umwandlung zwischen zwei Unbewussten Instanzen (vgl. Nasio 2004, S.72). Wenn sich eine Person also mit einer anderen Person identifiziert, so geschieht dies erstens unbewusst und zweitens ist das Objekt bzw. die Person ebenso nur als subjektive, unbewusste Vorstellung zu verstehen und nicht als real existierende Größe. Hierbei spielen also die jeweilige innere Realität bzw. die Repräsentanzen, die eine Person von einer anderen hat, eine wichtige Rolle. Hier sei noch einmal auf die bereits erwähnte Bedeutung der „inneren Bilder“, also die subjektive Vorstellung über eine Person hingewiesen (Janine Chasseguet-Smirgel). Ein Mädchen identifiziert sich mit seiner Mutter bzw. mit dem inneren Bild, welches es von dieser hat. Für das Mädchen ist die Mutter in erster Linie eine Mutter, weil sie eben in Beziehung zum Kind die Mutterrolle hat – vielleicht hat sie sie in anderen Lebensbereichen nicht, aber das Kind erfährt sie in dieser Rolle. Die Beziehungen zu Mutter und Vater sind grundlegend unterschiedlich, weil erstere von einer „realitätsfernen, primären Liebe“ geprägt wird, während der Vater: „von Anfang an als separates Wesen“ wahrgenommen wird. Das Kind „findet es also ganz natürlich, dass der Vater seine eigenen Interessen verfolgt“ (Chodorow 1990, S.107). Dies zeigt, dass die Mutter von Anfang durch das „für andere da sein“ gekennzeichnet wird und nicht mit eigenen anderen Interessen, Zielen oder Tätigkeiten in Verbindung gebracht wird. Eine Identifizierung mit diesem Aspekt würde den bei vielen Frauen eher mangelnden Wissensdurst oder das im Vergleich zu Männern weniger stark ausgeprägte Streben nach

eigener Kompetenz und Anerkennung erklären. Die bereits erwähnten Schuldgefühle nach Chasseguet-Smirgel tragen einen Teil dazu bei.

Wichtig ist für diesen Rahmen, dass die Mutter für das Mädchen eine beispielhafte Vorbildfunktion einnimmt und als konstituierend für die geschlechtliche Identität bezeichnet werden kann. Aber auch dem Vaters kommt eine bedeutungsvolle Rolle in diesem Beziehungsdreieck zu, denn die Identifizierung mit der Mutter entsteht im Grunde aus dem Bedürfnis dem Vater gefallen zu wollen. Der Blick des Vaters, seine Zuneigung und Wärme, seine Emotionen und seine Liebe sind also im Grunde der Antrieb des Mädchens für die Identifizierung mit der Mutter. Das Mädchen kokettiert mit dem Vater und denkt, wenn ich so bin wie Mama, kann ich diese ersetzen oder den Vater auch in sexueller Weise an mich binden. „Das kleine Mädchen kann mit dem Vater flirten, ganz ungeniert den Wunsch äußern, ihren Papi zu heiraten“ (Diem-Wille 2003,S.235).

Die Triade von Vater-Mutter-Kind und die Art und Weise wie die Eltern das Kind wahrnehmen, wie sie mit ihm umgehen, spielt eine wesentliche Rolle bei der Entwicklung der Persönlichkeit und damit auch in Bezug auf die Entwicklung der psychosexuellen Geschlechtsidentität.

3.7 Bewältigung ödipaler Konflikte

Der Ödipuskomplex kann als strukturierende Krise verstanden werden, die bei beiden Geschlechtern einen bedeutungsvollen Entwicklungsschritt nahelegt. Eine positive Bewältigung dieses Konflikts ist zentral für die Erlangung einer angemessenen Geschlechtsidentität. „[...] das Aufgeben des inzestuösen Wunsches und die Anerkennung des elterlichen Paares, das in der Lage ist, über das Kind nachzudenken“ ist für die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes wesentlich (Diem-Wille 2007, S.187). Das Beziehungsdreieck Vater-Mutter-Kind liefert jenen Raum in dem das Kind lernt, die Besonderheit der elterlichen Beziehung anzuerkennen. Die Wahrnehmung, die Gespräche und das Nachdenken der Eltern über das Kind dienen als Vorbild für die spätere Selbstreflexion des Kindes, denn so wie die Eltern über das Kind nachdenken, so wird das Kind lernen sich selbst „gleichsam aus einer distanzierten Position zu betrachten“ (Diem-Wille 2003, S.197). Folgendes Zitat verdeutlicht das:

„Die Akzeptanz des elterlichen, kreativen Paares stellt einen inneren Begriff einer Zweisamkeit dar, aus der Neues geschaffen werden kann. Das bezieht sich nicht nur auf das Zusammenkommen zweier Personen in einer

Beziehung, sondern auch auf das Denken als Prozess, wenn zwei Gedanken zusammenkommen und daraus etwas Neues entstehen kann“ (ebd. S.237).

Eine positive Bewältigung des Ödipuskonfliktes ist also für alle späteren Beziehungen wesentlich, denn so wie sich dieser trianguläre Raum gestaltet, so gestalten sich auch oft spätere Situationen, in denen drei Instanzen vorkommen – in vielen Konflikten spielen Eifersucht und Rivalität eine große Rolle. Wenn das Kind den ödipalen Konflikt überwunden hat, besteht kein inzestuöser Wunsch mehr und es kann ein reifes Über-Ich entwickeln (vgl. Diem-Wille 2007, S.189). Für die Eltern ist es wichtig, dem Kind zu zeigen, dass es geliebt wird, aber die Rivalitätshaltung des Kindes auch auszuhalten. Je früher das gelingt, desto eher kann sich das Kind mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil identifizieren (vgl. Diem-Wille 2003, S.239).

In diesem Prozess lernt das Kind die guten aber auch die bösen Aspekte der Eltern anzunehmen – sie werden also ihrer Realität immer ähnlicher und nicht mehr „idealisiert“ oder „schreckenerregend“ wahrgenommen.

Im positiven Fall kann das Kind also „eine beruhigende äußere Welt in sich hineinnehmen und Bilder von unverletzten Eltern in sich verankern“(Diem Wille 2007, S.189).

3.8 Die Bedeutung der Adoleszenz

Im Folgenden soll kurz auf die Phase der Adoleszenz und deren Bedeutung in Bezug auf die Entwicklung der Geschlechtsrollenidentität eingegangen werden.

Innerhalb der Psychoanalyse fand die Adoleszenz wenig Beachtung, stattdessen war es lange Zeit üblich, in der Pubertät nur eine ‚Neuaufgabe‘ der kindlichen Entwicklung zu sehen (Flaake/King 1992, S.21). Flaake und King beispielsweise gehen von einer Notwendigkeit sich nicht nur auf die frühkindliche Phase zu konzentrieren aus:

„Insofern kann gerade die Betrachtung der Adoleszenz der Gefahr einer ‚körperlosen‘ Bestimmung weiblicher Identität, wie sie sich mitunter ... andeutet, entgegenwirken“ (Flaake/King 1992,S.33).

In der Phase der Adoleszenz wird die Verbindung von psychischen und physischen Faktoren besonders deutlich: Denn durch körperliche Veränderungen, wie sexuelle Reifungsprozesse, die eine geschlechtliche Sexualität und Fruchtbarkeit ermöglichen, verändern sich auch soziale und psychische Gegebenheiten: „Die Ausgestaltung der geschlechtlichen Identität, die

Modifizierung des Verhältnisses zu den Eltern und die von ihnen abgegrenzte Gestaltung eigener Liebes- und Arbeitsbeziehungen“ zählen zu wichtigen Entwicklungsaufgaben dieser Phase (ebd. S.13). Marie Langer betrachtete die „Angst, sich mit dem Bild der schlechten, zerstörten Mutter zu identifizieren oder ...[die] Angst vor ihrer Rache“ als bedeutende Auseinandersetzung während dieser Zeit für Frauen bzw. Mädchen (Flaake / King 1992, S. 25 zit. n. Langer 1953, S.100).

Schwartz geht davon aus, dass Mädchen in dieser Zeit die „kulturellen Erwartungen des Frauseins inkorporier[en] und diese mit den jeweiligen eigenen „biologischen Fähigkeiten und Begrenzungen in Einklang bring[en]“ (Schwartz 1991, S.83f). Es sei darauf hingewiesen, dass „die Wahrnehmung der Körperlichkeit“ untrennbar mit der kulturellen und gesellschaftlichen Interpretation und damit verbundenen „Geschlechtsrollenvorgaben“ verflochten ist (Flaake/King 1992, S.13).

In die Zeit der Adoleszenz fällt auch die Berufswahl, welche daher von den anderen Themen die in dieser Zeit zentral sind, geprägt wird. Maya Nadig betont die Bedeutung einer „libidinösen Besetzung der Arbeit“ für die Herausbildung des Selbstbewusstseins von Frauen, weshalb sie die Möglichkeit zur selbstbestimmten nicht an die (Herkunfts-)Familie geknüpften Arbeit als besonders wichtig erachtet. Damit können Ablösungsprozesse und Identitätsfindungsprozesse erleichtert werden (vgl. Flaake King S.31, Nadig 1984, S. 103). Hagemann-White zeigt jedoch auf, dass die „symbolische Repräsentanz für aktive[n], selbstbewusste Weiblichkeit“ zu fehlen scheine und dies spiegle sich auch in der Berufswahl wider (Hagemann-White 1990, S.79 zit. n. Hagemann-White / Hermesmeier-Kühler 1987). Mädchen treffen im Berufsfindungsprozess nämlich lediglich auf „die Zuschreibung der Angemessenheit bestimmter Berufe für Frauen“ (Hagemann-White 1992, S.79).

„Als Folge wird, und das ist nun wirklich erschütternd, der Narzissmus das Bedürfnis nach Größenphantasien, nach Aneignung von Welt und nach verlässlicher Selbstliebe schlichtweg in Hingabe an die Bedürfnisse anderer umgedeutet. Den darin enthaltenen Wunsch, mächtig und großartig im gemeinschaftlichen Leben zu wirken, sich als potent und kreativ zu erfahren, hören wir schon gar nicht mehr, so sicher sitzt unser Vorurteil, das Selbstaufgabe gemeint ist.“ (Hagemann-White 1992, S.79)

Möglicherweise ist jedoch dieses viel kritisierte „für andere Da sein“ nicht gleichermaßen eine Selbstaufgabe, sondern ein Weg sich potent und kreativ zu äußern, wie in etwa in der machtvollen Aufgabe der Mutterschaft. Es wäre aber auch möglich den Wunsch, „mächtig und großartig im gemeinschaftlichen Leben zu wirken“, als einen Wunsch „für andere Da zu

sein“ zu werten, nur eben in einem größeren Rahmen. Mutterschaft bzw. „Mütterlichkeit“ muss daher nicht unbedingt als völliges Gegenteil betrachtet werden.

3.9 Folgerungen aus der Entwicklung der Geschlechtsidentität

Der Ödipuskomplex legt nahe, dass der anatomische Geschlechtsunterschied einen großen Einfluss auf die psychische Entwicklung des Kindes hat. Freud zufolge liegt also in dieser Differenz der Grundstein für „lebenslang wirksame psychische Differenzen zwischen Männern und Frauen“ (vgl. Tillmann 2000, S.70). Wichtig ist hierbei jedoch die Bedeutung, die Freud der Anatomie gibt, nicht zu stark zu betonen oder derart fehl zu interpretieren, dass bestehende Bilder von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ als naturgegeben betrachtet werden. Freud spricht sich für einen „trieb-dynamisch angelegten“ und nicht für einen biologisch, genetisch, hormonell oder sonst wie phylogenetisch determinierten Charakter aus (vgl. ebd.). Auch wenn er mit den Worten: „Die Anatomie ist das Schicksal“ (Freud 2006c, S.338) einer Umwandlung des napoleonschen Zitats, zu einer solchen Fehlinterpretation verleiten mag, lässt sich hier dennoch ein wichtiger Unterschied finden. „Für Freud gab es [nämlich] nie eine ‚natürliche Sexualität‘, er verstand sie immer als Psychosexualität, die konstruiert wird“ (Diem-Wille, 1996, S.87). Juliette Mitchell weist darauf hin, dass auch bei Freud gesellschaftliche und kulturelle Rahmenbedingungen als ausschlaggebend für die Betrachtung der Geschlechter gedeutet werden:

„Bei Freud ... verlangt die Gesellschaft von der psychologischen Bisexualität der Geschlechter, dass das eine Geschlecht ein Überwiegen der Weiblichkeit, das andere ein solches der Männlichkeit auf sich nehmen: Mann und Frau werden von der Kultur *gemacht*“ (Mitchell 1976 S.162).

Aus dem Ödipuskomplex lässt sich erkennen, dass Menschen von Grund auf bisexuell angelegt sind – denn beide Geschlechter haben Phasen, in welchen sie die gleichgeschlechtlichen Elternteile begehren bzw. als Liebesobjekt besetzen. Diese Phasen werden auch als „negativer Ödipuskonflikt“ bezeichnet (Diem-Wille 1996, S.85). Freud selbst spricht von „verwirrenden Begriffen“ wie „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ und lässt damit an deren Eindeutigkeit und Naturwüchsigkeit zweifeln.

„Es ist unerlässlich, sich klarzumachen, dass die Begriffe ‚männlich‘ und ‚weiblich‘, deren Inhalt der gewöhnlichen Meinung so unzweideutig erscheint, in der Wissenschaft zu den verworrensten gehören“ (Freud 2006b, S. 301 Fußnote)

Deshalb ist es notwendig, die Bedeutung dieser Begriffe zu präzisieren. Freud macht sie an Hand dreier Dimensionen fest (vgl. Diem-Wille 2007, S.163; Freud 2006b, S.301 Fußnote):

- 1) Die Unterscheidung zwischen dem Passiven (dem „Weiblichen“) und dem Aktiven (dem Männlichen).
- 2) Die Unterscheidung auf der biologischen Ebene: Während „Weiblichkeit“ durch die Existenz der Eizelle und den damit verbundenen Funktionen ausgezeichnet wird, kommen der „Männlichkeit“ durch die Samenzellen andere Funktionen zu.
- 3) Die Unterscheidung auf soziologischer Ebene: Hierfür sind der historische Kontext sowie die real in diesem existierenden Menschen, die gesellschaftlich als „weiblich“ oder „männlich“ gelten, zentral (vgl. ebd.)

Diese drei Ebenen stellen klar, dass „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ demnach in allen Individuen anteilig existieren. Eine Überbetonung der „weiblichen“ oder „männlichen“ Seite, kann oft schon das Ergebnis eines problematischen Umgangs mit der jeweiligen anderen Seite sein. Eine „Machohaltung verweist auf eine Furcht vor der Einheit mit der Mutter“ (Birkstead-Breen 2005, S.149). Es kann davon ausgegangen werden, dass die meisten Menschen großen Wert darauf legen, von der Umwelt in adäquater Form als „weiblich“ oder „männlich“ wahrgenommen zu werden (vgl. Diem-Wille 2007, S.164).

Freud ist in seinen Überlegungen für die damalige Zeit sehr progressiv, wenn er die Entwicklung zur Homosexualität nicht als „Perversion“, sondern als „Inversion“ bezeichnet (vgl. Freud 2006b, S.240f). Wenn sich ein Kind nachhaltig mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil identifiziert, so kann das dazu führen, dass er/sie auch im späteren Leben Menschen des gleichen Geschlechts begehrt, also homosexuell wird. Es ist also möglich, sich trotz der gegebenen Anatomie als das gegensätzliche Geschlecht zu fühlen und dessen Charakterzüge (nach dieser Einteilung die Freud hier vornahm) anzunehmen bzw. zu internalisieren.

„In Wahrheit erscheinen Weiblichkeit und Männlichkeit niemals in Reinform, beide Komponenten bedürfen einander, um sich äußern zu können“ (Chasseguet-Smirgel 1988, S.42).

Dieses Zitat lässt erahnen, dass sich psychoanalytische Denkweise der Geschlechter dennoch mit feministischer Perspektive verbinden lässt, denn beide widersprechen einem rein biologisch angelegten Geschlecht und betonen die Anteiligkeit der „männlichen“ und „weiblichen“ Seiten in jedem Menschen. Auch wenn die Gender-Forschung in ihrem Ansatz noch radikaler vorgeht und lediglich die „Performanz“ als geschlechtskonstituierend betrachtet, so kann man doch gemeinsame Grundzüge erkennen. Juliette Mitchell kann als eine feministische Theoretikerin gelten, die aufzeigt, weshalb psychoanalytische Ansätze sinnvoll in Zusammenhang mit feministischen Theorien gedacht werden können:

„Die Psychoanalyse ist keine Verklärung der patriarchalen Gesellschaft, sondern deren Analyse. Wer die Unterdrückung der Frau begreifen und wirksam bekämpfen will, kommt an der Psychoanalyse nicht vorbei“ (Mitchell 1976, S.11).

4 Fazit: „Mütterlichkeit“ als Beruf(ung)?

„[an] die Lebensbereiche Beruf und Familie sind unbewusste Bedeutungsgehalte geknüpft, die Resultate mütterlicher und väterlicher Identifizierungen und der damit verbundenen Widersprüchlichkeiten sind.“ (Flaake/King 1992, S.18)

Durch die theoretischen Ausführungen wurde deutlich, dass die Identität eines Menschen, also das „Ich“, von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird und daher nicht als Konstante betrachtet werden kann. Es ist vielmehr Ergebnis und Voraussetzung einer spezifischen Sozialisation und damit des gesamten sozialen Umfelds, der Erziehung, der Bildung und im weitesten Sinn der Gesellschaft, in der sich ein Individuum bewegt. Die gesellschaftlichen Normen, Werte und Bilder schlagen sich im Einzelnen nieder. Psychoanalytisch gesprochen ist das *Über-Ich* jene Instanz, die gesellschaftliche Werte symbolisiert. Aber auch das *Es* wird durch gesellschaftliche Bilder beeinflusst - Chodorow geht davon aus, dass Frauen *„bewusst oder unbewusst, ein gewisses Maß an „Mütterlichkeit“ als Teil ihres Selbstbildes entwickeln“* (Chodorow 1990, S.48). Wie in der Entwicklung der Geschlechtsidentität deutlich wurde, nimmt die konkrete Mutter eine wichtige Bedeutung in diesem Zusammenhang ein: sie fungiert als Vorbild und dient als erste Grundlage zur Identifizierung.

„Der Charakter der frühen Mutterbeziehung hat großen Einfluss auf das Selbstgefühl, die späteren Objektbeziehungen und die Gefühle des Kindes für die Mutter und über Frauen schlechthin.“ (Chodorow 1990, S.105)

„Mütterlichkeit“ genießt in unserer Gesellschaft aber wenig Anerkennung. Sie ist ein Begriff, der von den sozialen und ökonomischen Bedingungen abhängt und in einem Wechselspiel von individuellen und gesellschaftlichen Faktoren entsteht. Das Mutterbild eines Mädchens hängt also von der konkreten Mutter ab, die selbst im gesellschaftlichen Kontext steht. Durch die gesellschaftliche „Abwertung“ von „Mütterlichkeit“ und „Mutter-Sein“ sowie die Forderung, eine „moderne Frau“ zu sein, liegt ein Konflikt nahe - Studien bestätigen hier eine konfliktbehaftete Situation für Frauen (vgl. Rosowski 2009, S. 129, vgl. Keddi 2002, S.39). Die bisherige Beschäftigung mit dem Thema „Mütterlichkeit“ sollte diese Widersprüche ebenso aufgezeigt haben.

Diese Überlegungen sollen noch einmal unterstreichen, weshalb die bestehende geschlechtsspezifische Berufswahl als eine Folge dieser widersprüchlichen Anforderungen an Frauen gesehen werden kann, wenn auch nicht als alleiniger Grund. Es würde jedoch den

Rahmen dieser Arbeit sprengen auf alle möglichen Faktoren, die Menschen bei der Berufswahl beeinflussen, einzugehen¹⁰.

Das *Ich*, welches als gesellschaftlich vermittelt verstanden wird, kann also eine Berufswahl treffen und wird in dieser Wahl von verschiedenen gesellschaftlichen Bildern beeinflusst, denen es eventuell auch nachstrebt. Der Beruf, in welchem man viel Lebenszeit verbringt, beeinflusst wiederum den Menschen. Man identifiziert sich mit der Tätigkeit, die bestimmend für den Alltag ist. Nachdem Berufe gesellschaftlich bewertet werden, gibt es Bilder und Vorstellungen davon sowie von den Menschen, die diese Berufe verrichten. Auch wenn das unbegründete Klischees sein können, lassen sich „objektive“ Meinungen erkennen. Berufe haften also Vorstellungen an, die in einem Bezug zu denjenigen Menschen, die diese ausüben, stehen. Man identifiziert sich mit diesen. Gibt es aber Berufe, die gesellschaftlich nicht so sehr angesehen sind oder in einem Widerspruch zu anderen gesellschaftlichen Bildern stehen, so wird die Identifizierung eine schwierige - sie verlangt immer wieder eine Rechtfertigung oder einen Kampf gegen die pauschalen Vorstellungen. Wenn man davon ausgeht, dass „Mütterlichkeit“ gesellschaftlich abgewertet wird, und Kindergartenpädagoginnen als Ausübende eines „mütterlichen“ Berufes betrachtet, so liegt ein Konflikt nahe.

Der Begriff „Berufung“ soll hier aufzeigen, dass sich die menschliche Haltung der „Mütterlichkeit“ bei vielen Frauen also nicht nur im Familienleben und in sozialen Beziehungen ausdrückt, sondern auch in Berufen zu finden ist. Wenn man sich zu einer Tätigkeit berufen fühlt, dann will man diese gerne ausüben - man identifiziert sich mit ihr. Ist ein „Beruf“ eine „Berufung“, so ist er Erfüllung aus der subjektiven Perspektive. „Berufung“ ist also ein umfassenderer Begriff als „Beruf“, denn er impliziert, dass der Beruf mehr eine „bloße“ Erwerbstätigkeit ist. Darüber hinaus impliziert er eine zweite Instanz, die jemanden *be-* bzw. *anruft*. Damit zeigt der Begriff Berufung die Unmöglichkeit, eigene „Entscheidungen“ oder „biographische Übergänge“ getrennt von gesellschaftlichen

¹⁰ Barbara Keddi gibt in: „Projekt Liebe. Lebensthemen und biografisches Handeln junger Frauen in Paarbeziehungen“ (2003) interessante Aufschlüsse über die Lebenswege und Motive junger Frauen. Sie weist darauf hin, dass „biographische Übergänge“ nicht immer die Folge einer bewussten Entscheidung sind, sowie dass viele Entscheidungen nicht rational getroffen werden (vgl. Keddi 2002, S.87). Es sind oft „gerade auch ‚Nichtentscheidungs-Handlungen‘, Nicht-Handeln und ‚nichtrationale Entscheidungen‘ sowie nichtbewusste Faktoren wie unbewusste Motive und biographische Wurzeln maßgeblich“ (ebd. S.87)

Rahmenbedingungen zu betrachten, denn die zweite Instanz die „ruft“ bezieht sich auf den soziokulturellen, ökonomischen, also den gesellschaftlichen Rahmen.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass die Herausbildung der psychosexuellen Geschlechtsidentität von verschiedenen psychischen, sozialen und biologischen Faktoren abhängt und dass daher die spezifische Ausgestaltung und Verinnerlichung eines „Weiblichkeitsbildes“ sehr wohl als beeinflussend auf die Berufswahl gelten kann.

Wie man in Bezugnahme auf die dargestellten theoretischen Erläuterungen feststellen kann, lässt sich aus der triebdynamischen Entwicklung der Geschlechtsidentität, ein gewisser Hang zu sozialen und damit auch zu „mütterlichen“ Berufen von Frauen erkennen.

II. Empirischer Teil

5 Forschungsmethodisches Vorgehen

Im folgenden empirischen Teil sollen nun konkrete Fälle gezeigt und untersucht werden, inwieweit sich auch hier dieses komplexe Wechselspiel aus äußeren und inneren Faktoren finden lässt. Lassen sich bei den Frauen Konfliktfelder ausmachen? Wie gehen sie mit der ihrer beruflichen Tätigkeit impliziten „Mütterlichkeit“ um? Wie bewerten sie diese? Inwieweit lässt sich ein Zusammenhang zwischen Berufswahl und gesellschaftlichen Anforderungen erkennen? Welche Bilder haben die Frauen von ihrem Beruf? Welche Bilder haben sie von ihrer Mutter bzw. allgemein von „Mütterlichkeit“? Welche Beziehung haben die Probandinnen zur Mutter? Welches innere Mutterbild haben sie?

Dieser Teil der Diplomarbeit soll den theoretischen Rahmen, der bereits erbracht wurde, in einen praxisbezogenen Kontext stellen. Durch die qualitative, interpretative Sozialforschung kann ein tiefgehender Blick erzielt werden, der zwar keine Repräsentativität im Sinne der Quantität vorweisen kann, dafür aber einzelne biographische Erzählungen greifbar, nachvollziehbar und tiefgründig analysiert. Da auch besonders jene Bereiche, die den Personen nicht bewusst sind, aufgegriffen werden sollen, ist es notwendig eine Methode, die „selbstreflexive Prozesse in Gang setzt“, anzuwenden (vgl. Diem-Wille 1996, S.17).

5.1 Das narrative Interview

Fritz Schütze griff die Annahme, dass sich „biographische Selbstpräsentation am überzeugendsten in Erzählungen, der Textform für die Vermittlung selbst erlebter Ereignisse, darstellen lassen“ auf und entwickelte das narrative Interview (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S.36). Besonders seit den 1970er Jahren hat diese Form des Interviews eine wichtige Bedeutung in der qualitativen Biographieforschung. Sie zeichnet sich durch eine große Offenheit aus und bietet dem/der Befragten, trotz der Erstellung eines Leitfadens, viel persönlichen Gestaltungsraum. Offen formulierte Erzählaufforderungen und gezielte Nachfragen sollen möglichst detaillierte und tiefgehende Daten erzielen, wobei der/die Interviewende darauf zu achten hat, den Erzählfluss zu fördern (vgl. Bernart/Krapp 2005, S.37). Die Herausforderung besteht darin, sich „so weit als möglich an den Leitfaden

[zu] halten, ihn aber auch so locker wie nötig handhaben [zu] können, wie es der Gesprächsverlauf verlangt, ohne sein Ziel aus den Augen zu verlieren“ (ebd. S.38). Die Situation zwischen InterviewpartnerInnen wird als Interaktionsprozess, der von diesen beiden - nach deren persönlichen Voraussetzungen - hergestellt wird, betrachtet. Dieser Prozess wird dabei selbst zum Thema gemacht und analysiert. Trotz der Zurücknahme des Forschers fließt immer auch eine „subjektive Betroffenheit“ ein, die nicht verleugnet werden soll (vgl. Bernart/Krapp 2005, S.37).

Die Interviews sind analog zum psychoanalytischen Erstgespräch konzipiert. Auch wenn das narrative Interview Erzählaufforderungen sowie einen zugrundeliegenden Leitfaden aufweist, so soll das „Hier und Jetzt“ zwischen Interviewpartner und Befragtem erläutert werden. Diese Szene wird im Sinne des szenischen Verstehens gedeutet, erst danach wird eine theoriegeleitete Perspektive auf das Material gelenkt, um eine sinnvolle Interpretation zu gewährleisten. Ähnlich dem psychoanalytischen Erstinterview verlangt auch das narrative Interview dem Interviewer eine Reihe an Fähigkeiten ab, wie etwa „schnelles Reaktionsvermögen“ und „klare Übersicht und Urteilsfähigkeit“ (vgl. Argelander 1970, S.105). Außerdem soll mittels „gleichschwebende[r] Aufmerksamkeit“ zwischen Teilhabe und Beobachtung „oszillier[t]“ werden können (vgl. Laimböck 2000, S. 30). Dabei ist die abstinente Haltung des Interviewers wesentlich, denn sie ermöglicht es dem Befragten, den Interviewer als Übertragungsfläche zu benutzen. Der große Spielraum welcher dem Befragten gewährleistet wird, lässt das persönliche Empfinden der Person und damit die „persönliche Art“ die Situation zu gestalten zum Vorschein kommen (vgl. ebd. S.30). Es sind also gerade die Offenheit, sowie ein gewisses Maß an Unstrukturiertheit und Zurückhaltung, welche aussagekräftige Informationen provozieren können.

Diese Erhebungsmethode erscheint für die Bearbeitung der Thematik als geeignet, weil sie es ermöglicht, einen Zugang zur inneren Realität der Befragten zu finden. Denn „[d]ie Berufsmotivation lässt sich nicht erforschen, indem nur der dem Bewusstsein zugängliche Bereich erfragt wird, da menschliches Verhalten wesentlich von unbewussten Antrieben und Konflikten beeinflusst wird“ (Diem-Wille 1996, S15).

Das narrative Interview kann „durch die Fokussierung auf Gefühle, der Wiederholung implizierter und/oder geäußerter Gefühle und die Hinweise auf vergleichbare Situationen“ dem Kriterium der Tiefgründigkeit gerecht werden (vgl. Bernart /Krapp 2005, S.36).

Es kann zwar keine Repräsentativität im statistischen Sinn, dafür jedoch eine „theoretische“ gewährleistet werden (vgl. Hermanns 1992, S.116). Die qualitative Forschung hat als analytisches Ziel nicht das Erkennen einer objektiven Wahrheit, sondern das Erschließen

„subjektiver Perzeptionsmuster“ der ProbandInnen. Statt einer Verifikation oder einer Falsifikation soll eine *Explikation* gelingen (vgl. Bernart/Krapp 2005, S.40). Als Grundlage für die „intersubjektive Nachvollziehbarkeit“ kann die Reproduzierbarkeit des Erkenntnisprozesses gelten (vgl. Bohnsack 1991, S.172ff).

5.2 Datenanalyse

Als Auswertungsmethode erscheint nach einer genauen Transkription eine tiefenhermeneutische Interpretation als geeignet. Diese Interpretationsweise weist keine fix angelegten Regeln auf, denn feste Regeln hemmen die Möglichkeit eine Beziehung zwischen AnalytikerIn und AnalysandIn aufzubauen (vgl. Diem-Wille 1996, S.24 nach Parin/Parin-Mattey1986, S.11). Die Analyse hat zum Ziel, ein möglichst tiefgründiges Verständnis der inneren Welt der Befragten zu erlangen. Dabei ist es wichtig, nicht nur die Ebene des objektiven Inhalts, also dem *was*, zu beachten, sondern über das *wie* auch Aufschlüsse über tiefer liegende Inhalte sowie Wahrnehmungs- und Deutungsmuster zu bekommen (vgl. Bernart/Krapp 2005, S.43). Wichtig ist dabei das Ringen um ein Verstehen der latenten Inhalte, „die sich in Mimik und Gestik oder in Versprechern, Regelverletzungen der Sprache, Widersprüchen, Abbrüchen, Auslassungen etc. äußern“ (vgl. Diem-Wille 1996, S.18). Der/die InterviewerIn soll versuchen, die Situation in ihrer Gesamtheit als „Szene“ wahrzunehmen und schließlich zu deuten. Auch Fehlleistungen, Unklarheiten in Erzählungen, Ungereimtheiten, sowie „widersprüchliche und fehlende Verknüpfungen“ (ebd. S. 32), werden als „Deutungsaufforderungen“ verstanden. Annemarie Laimböck spricht von so genannten „Lücken“, die geschlossen werden müssen (ebd. S.34). Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse sind hier wichtige Aspekte, die beachtet werden sollten - eine ausführliche Selbstreflexion ist hierfür unumgänglich.

Es ist in diesem Zusammenhang wichtig darauf hinzuweisen, dass kein Anspruch auf Vollständigkeit oder absolute Richtigkeit der Interpretation vorliegen kann.

5.2.1 „Theoretical Sampling“

Um eine aussagekräftige Auswahl an ProbandInnen zu treffen, ist es wichtig, vergleichbare Menschen zu befragen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden. Da das „theoretical Sampling“ im Sinne der Grounded Theory in diesem Rahmen ohnehin nicht gesättigt werden kann und sich die Anzahl der Probandinnen bei dieser Untersuchungsmethode nicht allzu sehr

ausweiten lässt - denn gerade das narrative Interview liefert eine hohe Datenmenge, deren Auswertung viel Zeit in Anspruch nimmt - habe ich mich dazu entschlossen, eine exemplarische Darstellung von drei Akteurinnen näherzubringen. Aufgrund dieser geringen Anzahl an Falldarstellungen war es wichtig, eine homogene Stichprobe auszuwählen. Es sollte sichergestellt werden, dass alle Probandinnen aus derselben Berufs- und Altersgruppe stammen. Die Altersgruppe von 20 bis 30 Jahren erschien mir für diesen Rahmen interessant zu sein, denn die Vorstellungen und Sichtweisen von relativ jungen Frauen über Rollenverständnis, „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“ angesichts der scheinbar „modernen“ und „emanzipierten“ Welt liefern die Möglichkeit, das aktuell herrschende Frauenbild zu explizieren. Die offene Hypothese, mit der ich in die Interviews ging, war, dass Frauen in diesem Beruf ein vergleichsweise „konservatives“ Rollenverständnis aufweisen.

Die Kontakte zu den Probandinnen bekam ich über gemeinsame Bekannte, sodass gesichert war, dass ich keinen zu nahen Bezug zu der jeweiligen Person habe. Dies erschien mir wichtig, um meine eigene Neutralität und Unvoreingenommenheit zu gewährleisten.

5.2.2 Die Interviewfragen

Die Interviewfragen entwickelten sich durch die Beschäftigung mit der Thematik. Nach einem Probeinterview, welches hier nicht vorgestellt wird, wurde der erste konzipierte Leitfaden überarbeitet, vertieft und erweitert, um noch stärker ins Detail gehen zu können. Folgende Themenkomplexe wurden bei den Interviews angesprochen, wobei die Reihenfolge „deren Grad an Brisanz und Intimität“ entsprechen sollte (vgl. Bernart/Krapp 2005, S.38).

Nachdem sozialstatistische bzw. biographische Eckdaten erfragt wurden, wurden folgende Themenkomplexe abgefragt. Der genaue Leitfaden befindet sich im Anhang.

1. Komplex „Berufliche Situation“
2. Komplex „Beruflicher Werdegang“
4. Komplex „Weiterbildungspläne“
5. Komplex „Mütterlichkeit“
3. Komplex „familiäre Situation in der Kindheit“
4. Komplex „Beziehung zu Vater und Mutter“
6. Komplex „derzeitige familiäre Situation“
7. Komplex „Stellenwert Familie und Beruf“

6 Falldarstellungen

Im Folgenden werden drei Falldarstellungen von 20 bis 30 jährigen Kindergartenpädagoginnen ausführlich beschrieben.

6.1 Falldarstellung Cornelia: der unbekannte Vater

Interviews mit Cornelia¹¹ am 15.11 und am 30.11.2010

Dauer des ersten Interviews: 00:43:06

Dauer des zweiten Interviews: 01:15:47

Das Interview mit Cornelia fand an einem Abend unter der Woche statt. Nachdem ich den Kontakt über meine Mitbewohnerin bekam, luden wir Cornelia zu uns ein, um das Interview durchzuführen. Ich kannte sie zuvor nicht, wusste aber, dass sie den Kriterien meiner Auswahl entsprach und sich für ein Interview bereit erklärte. Nachdem wir ein kurzes gemeinsames Gespräch zu dritt hatten, zogen Cornelia und ich uns in einen ungestörten Raum zurück. Ich erklärte ihr grob das Thema meiner Diplomarbeit und wies sie auf die Anonymisierung sowie das Aufnahmegerät hin. Es war mir wichtig, zu betonen, dass sie keine „richtigen“ oder „falschen“ Antworten geben kann, sondern, dass ihr persönlicher Zugang und ihre Erzählungen relevant sind. Obwohl das Interview interessante Aspekte aufwarf, entschied ich mich, nach der Besprechung des ersten Interviews im DiplomandInnenseminar, auf die Anregung der Kolleginnen hin, ein zweites Interview mit Cornelia durchzuführen. Als ich sie deshalb anrief, erklärte sie sich sofort bereit. Ich hatte den Eindruck, dass sie sich darüber freute, weshalb wir sofort einen Termin für den nächsten Tag vereinbarten.

6.1.1 Zur Person

Cornelia wurde 1989 in einem Dorf in einer ländlichen Gegend geboren, ist also zum Zeitpunkt des Interviews 21 Jahre alt. Sie arbeitet seit einem halben Jahr als Kindergartenpädagogin in einer Großstadt, wo sie die Leiterin einer Gruppe ist. Nach der

¹¹ Alle Namen sind aus Datenschutzgründen verändert

Volks- und Hauptschule besuchte sie die fünfjährige Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik und arbeitete vorerst für ein halbes Jahr als Servicekraft.

Sie wuchs gemeinsam mit ihrer Mutter, die seitdem Cornelia ca. 2 Monate alt war, Alleinerzieherin ist, am Bauernhof ihrer Großeltern auf. Als Kind erlebte sie keine Beziehung zu ihrem Vater, denn dieser wollte, wie sie von ihrer Mutter weiß, keinen Kontakt zu ihr. Cornelias Mutter besuchte nach der Hauptschule eine dreijährige Haushaltsschule und arbeitete danach drei Jahre lang in einer Schmuckfabrik. Seit dem arbeitet sie im Gartencenter in einem Baumarkt. Cornelias Vater ist Landwirt.

Seit sie in der Großstadt arbeitet, wohnt sie dort gemeinsam mit einer Freundin in einer Wohngemeinschaft, wobei sie die Wochenenden meist bei ihrer Mutter und ihren Großeltern auf dem Land verbringt. An Sonntagen lädt sie gerne ihre Tante, ihren Onkel, sowie Cousin und Cousinen ein. Sie ist ledig und hatte nach eigenen Angaben noch keine feste Beziehung. Ihr größtes Hobby ist das Klarinette-Spielen, dem sie jeden Samstag im Rahmen der Blasmusikkapelle, wovon sie Obmann Stellvertreterin ist, nachgeht. Cornelia ist ein sehr geselliger Typ und geht gerne aus. Aus dem Gespräch mit ihr wird sichtbar, dass sie sich lieber in ländlichen Gegenden aufhält – offenbar ist sie in ihrem Heimatort auch sozial gut verankert. Sie wirkt wie eine tatkräftige Person, auch ihre Erzählungen bestätigen den Eindruck, denn sie hat schon während der Schulzeit kleinere Jobs übernommen.

Beim Interview trägt sie Jeans und eine karierte Bluse. Sie wirkt auf mich sehr offen, positiv gestimmt und kommunikativ. Sie ist groß, schlank, ungeschminkt und macht, nicht zuletzt aufgrund ihres starken Dialekts, einen natürlichen, „ländlichen“ Eindruck.

Während der beiden Interviews spricht sie meist sehr schnell und in einer eher hohen Stimmlage. Dabei wirkt sie ein bisschen aufgeregt, sodass ich den Eindruck bekomme, sie möchte möglichst „alles richtig“ machen, ähnlich einer Schulsituation. Oftmals wiederholt sie die Fragen, die ich stelle, um sicherzugehen, dass sie richtig darauf antwortet.

Im Anschluss an die beiden Interviews, habe ich das Gefühl, dass es ihr gefallen hat, so viel Aufmerksamkeit bekommen zu haben. Sie wirkte dann fröhlich und gewissermaßen erleichtert.

6.1.2 Berufliche Situation

Cornelia ist als gruppenführende Kindergartenpädagogin vollzeitbeschäftigt. Sie erzählt, dass dort außer ihr noch eine unterstützende Pädagogin, eine Sprachförderassistentin und eine Assistentin beschäftigt sind, die ihr bei der Arbeit unterstützend zur Seite stehen.

Generell scheint sie mit ihrem Beruf zufrieden zu sein und eine sinnvolle Aufgabe darin zu sehen. Sie erzählt, dass sie nach einer interessanten Praxiszeit, wo sie verschiedene Kindergärten und damit verbunden, verschiedene Arbeitsmethoden kennenlernen durfte, einen „schönen Einstieg ins Berufsleben“ hatte. Zu ihren Aufgaben im beruflichen Alltag zählen neben der Gestaltung eines pädagogischen Programms für die Kinder auch Organisationsaufgaben sowie ein „guter Kontakt zu den Eltern“, den sie mehrmals betont. Außerdem bringt der Beruf eine große Verantwortung mit sich, denn es liegt an ihr, eine Balance zwischen pädagogischer Förderung und individuellem Eingehen auf die einzelnen Bedürfnisse der Kinder zu finden und dabei dennoch die Kinder „Kind-Sein“ zu lassen, wie sie es formuliert. Ihr persönlicher Anspruch bzw. ihre Ziele werden in folgender Ausführung ersichtlich:

„Und drum, mei Ziel is, [...] dass' die Kinder in der Schule es leicht ham, dass grundlegende Sochn so und so schon amoi können [...] Farben, zählen, [...] Oder selbständig anziehen [...] Und des is mei Hauptziel, dass i die olle so weit bring, dass sie do gefestigt sog i amoi in die Schule aunfaungen“ (1037-1045).

Im ersten Interview zeigt sich schon, dass es eine Herausforderung im beruflichen Alltag sein muss, all diesen Kriterien und Ansprüchen gerecht zu werden, und dass sie in diesem Beruf mehr sieht als einen reinen „Job“ - denn offenbar ist es ihr ein persönliches Anliegen, die Kinder in ihrer Entwicklung zu fördern. Sie freut sich, wenn es ihr gelingt, eine Beziehung zu ihnen aufzubauen und Entwicklungsfortschritte beobachtbar werden. Dies zeigt, dass Cornelia in diesem Sinn gern „für andere da ist“, wenn sie merkt, dass sie den Kindern entwicklungsfördernd zur Seite stehen kann. Die Rückmeldungen der Kinder, die „ehrlich sind“ und „von Herzen kommen“, erlebt sie als besonders schön:

„i glaub [...] des is ana von die wenigen Berufe wo des so, aus wirklich aus'm Herzn kimmt. [...] I sog' Kinder san afoch ehrlich“ (Z 922-923).

„des Feedback vo die Kinder afoch a Lochn, oder dass eana, dass ma siacht, dass Spaß a mit dem haum – des is des Schenste am Beruf“ (Z 928-929).

Sie erklärt außerdem, dass es ihr besonders wichtig ist, die Kinder nicht mit pädagogischen Angeboten und gemeinsamem Programm schon vorzeitig in eine zu strukturierte Welt einzuschulen:

„Im Kindergarten is oft des Ding, ma muaß Aktivitäten und Angebote setzen, dass ma die Kinder fördert und durtn miass ma wos mochn und jeden Tog Bewegung. Eigentlich ist der Tag sehr strukturiert, mitn Jause essen Morgenkreis, Bewegung sollt dabei sei, dann kummt scho wieder des Mittagessen, dann scho wieder hamma Ruhestunde, dann kummt wieder die Jause. Es is ois so eng oft eingeteilt, dass ma dann sogt, des Kind kau oft goar ned so Kind sein. Oiso i mecht oft, oiso i bemüh mi, dass i die Freispielzeit oft, dass i denen Kindern a Freispielzeit loss [...] Dass sie ned so, so eingeteilt san, oiso, dass die Kinder afoch Kind sei können“ (1075-1082).

Neben dem Feedback sind es vor allem die kreativen Tätigkeiten, die Cornelia an ihrem Beruf gefallen:

„Oiso am liabsten moch i a Sochn im kreativen Bereich, weil ma des söber sehr guat gfoit - i hob heuer in Kreativbereich erweitert - und den musikalischen Bereich. Die zwa san die wo i am meisten moch. [...] Oiso i moch vü, viele Lieder, viele, an Tanz hamma jetzt gmocht. [...] Jo im kreativen Bereich so Techniken ausprobieren [...] Strohhalmtechnik, Drucktechnik“ (1000-1004).

Cornelia ist offenbar eine kreative musikalische Person. Diese kurze Beschreibung der beruflichen Situation dient dazu, ein Bild des beruflichen Alltags von Cornelia zu bekommen, aber auch das Bild ihrer Persönlichkeit wird dadurch klarer.

6.1.3 Familiäre Situation

Im Folgenden soll die familiäre Situation, sowie die Beziehungen die Cornelia zu den wichtigen Bezugspersonen hat, kurz interpretiert werden.

Kindheit: Mit Cousinsen und Cousin am Bauernhof

Cornelia berichtet von ihrer Kindheit sehr positiv, besonders über die Beziehung zu ihren Cousinsen und zu ihrem Cousin, mit welchen sie gemeinsame Kindheitserlebnisse teilte. Den Bauernhof und die Anwesenheit von Tieren scheint sie in besonders schöner Erinnerung zu haben:

„Mir haum si meistens sog i moi, beim Opa und bei da Oma troffen, wei des eben Elternhaus woar und es haum, jo mir haum vü, oiso vü miteinander gspüt, oba a gstritten. Wir haum nämlich ghobt, ahm a Baumhaus haumma ghobt, oder mir haum afoch nur in Stoi gspüt oder im Stodl do haumma eben, san überoi aufi kreut, aufn aufn Heuboden oder wos. Do samma jo, mir haum vü, mir haum a vü Tiere ghobt, i woar, kau mi nu guat erinnern, wir haum mit so kloane Singerl, Kücken haumma gspüt und Katzn haumma immer scho ghobt, oiso wir woarn sehr tierbezogen. Jo mei Onkel hot uns zum Beispü daun gmocht a Gokart vo da Mülltonne mit oide Radln und so [...] Jo do haumma immer olle viere daun des söbe ghobt, dass ma do, do haumma sie oft beschäftigt. Oiso i sog, es is a sehr vü dazua beitrog'n wordn, vo vo de Ötern, sog i moi, olle Ötern, dass si mir do wohlfühlen beim Opa und bei der Oma.“ (1395-1405)

Diese Aussage lässt ein idyllisches Bild erscheinen und klingt nach einer allgemein recht positiv bewerteten Kindheit von Cornelia, trotz der Tatsache, dass Cornelia ohne Vater aufgewachsen ist. Die Cousinen und der Cousin sind Cornelia immer noch wichtige Bezugspersonen. Schon zu Beginn, als ich Cornelia frage, ob sie mir ihre sozialstatistischen Daten nennen möge, erzählt sie, dass sie ein Einzelkind ist. Im weiteren Gesprächsverlauf kommt sie noch einmal darauf zu sprechen und sie betont, dass sie selbst auf jeden Fall einmal mehrere Kinder haben möchte:

„Auf keinen Fall ein Einzelkind! I bin nämlich jo Einzelkind, ich möcht kein Einzelkind. Also ich möchte gern schon drei, vier so, wär schon mein Traum. Schau'ma (lacht)“ (Z529-530).

Trotz der positiv bewerteten Kindheit scheint es so, als ob sie die Tatsache, keine Geschwister zu haben, selbst gewissermaßen als defizitär erlebt hat - oder aber das Gefühl hat, zeigen zu müssen, dass sie nicht dem Stereotyp des Einzelkinds, das verwöhnt und egozentrisch sein soll, entspricht. Möglicherweise ist es ihr deshalb ein Anliegen, auf die Beziehung zu ihren Cousinen und zu ihrem Cousin hinzuweisen, die „wie Geschwister“ für sie waren:

„Ich hab zwei Cousinen und einen Cousin von der Mama ihrer Seiten. Die sind fast wie G'schwister. Mit denen bin i immer unterwegs g'wesen“ (338-340).

Der unbekannte Vater

Die Situation, dass Cornelia keine Geschwister hat, erscheint mir eher der Norm zu entsprechen, weshalb es mich verwundert diese Art von Rechtfertigung zu finden. Hingegen die Situation, dass sie ohne Vater aufgewachsen ist und keinen Kontakt zu diesem hat, obwohl er in der Nachbarortschaft lebt, erscheint mir spezieller zu sein, weshalb ich hier auf den ersten Blick eher einen Wunsch nach Rechtfertigung vermuten würde – dem ist allerdings nicht so. Cornelia erzählt die Situation folgendermaßen:

„Meine Eltern haben sich getrennt, da war ich ein Kind. Ich bin auf die Welt gekommen und zwei Monate drauf sind sie auseinander gegangen. Ich bin also bei meiner Mama groß worden, und meine Mama hat im Elternhaus g'wohnt bei ihrer Oma und ihrem Opa. Ah...meine Mama hot a Zwillingsschwester und einen Bruder und zu denen hab i eben einen sehr großen Bezug - also da hab ich viel Kontakt. Und mein Papa wohnt in der Nachbarortschaft und ich hab aber keinen Kontakt. Oder er wollte zu mir keinen Kontakt und wir haben bis heute noch keinen Kontakt“ (287-293).

Dieses Zitat zeigt die meines Erachtens doch besondere Situation. Als beim ersten Interview dieses Thema zur Sprache kam, war ich selbst verblüfft und getraute mich nicht nachzufragen, was genau passiert war, warum der Vater für sie keine wichtige Bezugsperson werden konnte und welche Umstände dazu geführt haben, dass sie ihn nicht kennt, aber doch weiß, dass er in der Nachbarortschaft lebt. Offenbar setzte ich die Verdrängung fort, sodass es mir unangenehm war, über dieses Thema zu sprechen. Beim zweiten Interview legte ich deshalb besonderen Wert darauf, auf die Beziehung und Situation mit ihrem Vater einzugehen.

Cornelias Eltern waren bevor Cornelia geboren wurde ca. drei Jahre lang ein Paar. Zwei Monate nach der Geburt von Cornelia trennte sich die Mutter jedoch von ihrem Freund. Für Cornelia selbst ist Vieles in der Geschichte bis heute unklar, weshalb es schwierig ist, die objektiven Gründe für die Trennung und die genauen Umständen herauszufinden. Ihre Sichtweise ist daher durch Erzählungen von ihrer Mutter sowie von Mutmaßungen geprägt. Sie meint, dass die Mutter ihres Vaters, also die damals zukünftige Schwiegermutter ihrer Mutter, ein großes Problem in der Beziehung darstellte und letztendlich der Grund für die Trennung war. Diese war angeblich sehr dominant und ließ dem jungen Paar keine Möglichkeiten sich selbständig zu entfalten. Cornelia erzählt, dass die Trennung von ihrer Mutter ausgegangen ist und dass es ihr Vater war, der keinen Kontakt zu seiner Tochter pflegen wollte. Sie beschreibt auch, dass ihre Mutter ihren Vater eigentlich heiraten wollte, es dann jedoch anders kam.

„Wo mi des ois interessiert hot, zum ersten Moi richtig, do hob i die Mama g'frot und sie hot hoit immer g'sogt, die Schwiegermutter woar schuid [...] mei Papa hot do so vü auf sei Mama ghort, [...] und deswegen des is ned guat gaungen, hots g'sogt, wei der hätt wirkli ollas gmocht wos d' Schwiegermama sogt eben [...] Oba warum's wirkli gscheitert is, des waß i wirkli bis heit nu ned“ (1648-1660).

Den Grund mit der Schwiegermutter zieht sie zwar in Erwägung und erzählt davon, gleichzeitig aber stellt sie ihn in Frage, indem sie formuliert: „aber warum es wirklich gescheitert ist, weiß ich nicht“ - das klingt so, als ob sie den Grund mit der Schwiegermutter nicht als vollen Trennungsgrund akzeptieren möchte, denn er scheint zu wenig gravierend. Gleichzeitig liegt eine Resignation sowie Enttäuschung in ihrer Stimme, so als ob sie hier noch andere Gründe, die ihr ihre Mutter nicht erzählen möchte, vermutet.

Im Gegensatz zu den fehlenden Geschwistern erzählt Cornelia die Situation mit dem Vater so, dass es für sie immer „normal war“ und dass sie es nicht verstanden habe, wenn andere Menschen bemitleidend oder verwundert nachfragten, weshalb sie ihren Vater nicht kennt:

„Jo, i hob ma do oba nie so schwer tau, oiso i hob des nie, wei a vü [...] sogn: ‚wirkli?‘, oiso di haum immer g'sogt: ‚du host nu nie mit dein Papa gredt? und interessiert di des ned?‘ - Des san die ersten Frogn immer die kemman [...], des gibt's ned, der wohnt jo in deiner Nochboarortschoft, du begegnest den jo so oft?‘ - des stimmt eh ois und i foahr a wirklich jeds Wochenend' do vorbei, wenn i daham bi [...] oba für mi woar des nie so, für mi woar des so normal, drum hob i des nie verstaundn wenn do wer gsogt hot ‚wirkli?‘ und [...] ‚do host du nu nie gredt?‘“ (1893-1900).

Es scheint so, als ob Cornelia den Mangel eines Vaters nicht zugeben kann, denn es wäre zu schmerzhaft zu sehen, dass er sie „nicht wollte“ und ihr womöglich tatsächlich ein Defizit in die Wiege gelegt hätte. Da Cornelia aber eine gute Beziehung zu ihrem Großvater, ihren Onkeln und Tanten, sowie Cousins und Cousinen erlebt hat, kann es auch sein, dass für sie der abwesende Vater tatsächlich keinen drastischen Mangel bedeutete. Aus dieser Aussage würde man außerdem schließen, dass Cornelia tatsächlich noch *nie* mit ihrem Vater gesprochen hat. Wie sich im weiteren Gesprächsverlauf zeigte, hatten sie jedoch schon „Smalltalk“. Die Erzählung über die Situation mit dem Vater verlief, ebenso wie die Situation für Cornelia offenbar selbst erlebt wurde, sehr unklar. Hier überträgt Cornelia in die Art und Weise der Erzählung die Unklarheit der persönlichen Erfahrung. So wurde erst im zweiten Interview ersichtlich, dass Cornelia immer schon wusste, wer ihr Vater war, jedoch erst zum 17. Geburtstag das bis heute einzige Mal mit ihm gesprochen hat. Sie beschreibt, wie sie aus heutiger Sicht, also zum Zeitpunkt des Interviews, die Situation mit dem Vater erlebt:

„Wenn i ihn jetzt siach, i hob eam eh beim Heurigen a poar Moi troffen. Oba er sogt eben: ‚Grias di‘. Er, er sogt scho a Wort so. Oder zum Beispü auf an, auf an, auf an Fest in seiner Ort, oiso in der Nochboarortschoft, do hot er mi a amoi gseng, sogt a: ‚Grias di‘ und jo, oba zua so an Smalltalk is nur kema amoi, do hot er mi gfroggt, zum siebzehnten Geburtstag hot er mir des erschte Moi gratuliert, so in Vorbeigeh, beim Heirigen, wei do hob i eben goarbeitet, do hot er im Nochein gratuliert und des woar des erste Moi, wo i sei Stimme ghort hob. Des woar für mi gaunz komisch [...] I hob nie gwisst, oiso wie der redt gö, oiso wie, wie sie des auhert, oder jo i hob a oft überlegt, warum ihn ned näher kenna lerna würd, oiso, jo es wa eh interessant vielleicht, woab i ned.“ (1796-1804).

Für Cornelia ist es eine ungewohnte und neue Situation plötzlich ihrem Vater gegenüber zu stehen. Offenbar hat sie Angst vor zu viel Nähe zu ihrem Vater. Es scheint nur verständlich, dass sie, nachdem sie von ihrer Mutter gehört hat, dass er keinen Kontakt zu ihr haben wollte, ihrem Vater gegenüber skeptisch ist, wie man aus dieser Aussage erkennen kann:

„I schau immer waunn ihn irgendwo siach, dass i so schnö wie möglich vorbei kimm, oder waunn der durt zum Beispü auf der Schaunk steht, des is ma letztens aufgfoin auf dem Fest eben, do, des woar a so a Beachvolleyboifest. Er is auf der Schaunk gstaunden und do hob i ma denkt, na i hoi ma mei Trinkka später, do bin i eam wirklich ausgewichen. Oba er hot ma jo nie wos tau, i waß ned, warum i eam so ausn Weg geh (hm) i waß wirkli ned“ (1865-1869).

Cornelia versucht zu erklären, warum sie ihrem Vater „aus dem Weg geht“ und überlegt, weshalb sie kein Interesse daran hat, diesen näher kennenzulernen. In der folgenden Aussage zeigt sich eine gewisse verständliche Enttäuschung von Cornelia:

„I glaub afoch, wei, oiso des is so, wei, wei i ma denkt hob, warum mech er mi jetzt erscht seng waunn i groß bi, eben wei er, er hot nämlich bis 18 Ali, oiso bis 19 bis, dass i mei Schui obgschlossn hob, hot er Alimente zoin miassen (mhm) und danoch hot er mi seng woin und des woar für mi so komisch, jetzt weil er nix mehr zoin muaß (mhm). Des woar für mi a bisserl a Grund, des Finanzielle, der finanzielle Hintergrund, (mhm) dass er mi daun erscht seng woit, wie er nix mehr zoin hot miassen, und i denk ma, warum mecht er mi jetzt erscht seng, der hätt mi jo wie i kloa woar a scho haum kenna. (hm) Des find i komisch jo. Oba sunst kimm i mit dem guat kloar, wenn ihn jetzt siach, jo, er griaßt daunn griaß i a, oba mehr (lacht leicht) mehr ned.“ (1921-1929)

Es ist sicherlich eine schwierige Situation für Cornelia, denn sie kann nicht verstehen, warum ihr Vater keinen Kontakt zu ihr wollte. Weil ihr dies so unverständlich erscheint, sucht sie einerseits in der Mutter einen Grund und hat insgeheim die Hoffnung, dass der Vater sehr wohl Kontakt wollte, dieser jedoch von ihrer Mutter verwehrt wurde. Gleichzeitig aber sieht sie den Grund nur in den finanziellen Belangen, denn offenbar hat ihr Vater in dem Dorf den

Ruf geizig zu sein. Interessant ist, dass sie im ersten Interview betonte, er habe sich jahrelang geweigert Alimente zu zahlen:

„Ich streb jetzt auch nicht dazu, dass ich da einen Kontakt zum Papa pflegen möchte, weil meine Mama hat eben jahrelang kämpft um an, ah...wie heißt das? Des Geld wos da Papa zahlen muss? [...] Alimente genau“ (311-317).

Im zweiten Interview stellte sie dann jedoch richtig, dass er Alimente zwar gezahlt hatte, nur zusätzlichen, finanziellen Anforderung von der Mutter nicht nachgekommen wäre, wie folgendes Zitat zeigt:

„Alimente, die hot er so und so zoin miassen, wei des is jo, oba Mama hot immer hint nochi sei miassn zum Beispü eben waunn's ma so Sochen kaft hot die für die Schule, ned unbedingt braucht hob, oba zum Beispü wie a Moped, i hob mit seechzehn hoit den Moped oiso Schein gmocht und es woar eben a Erleichterung, dass mi d'Mama ned jeden Tog zur Bushoitestö bringa hot miassn, des woarn sechs Kilometer, jetzt bin i mim Moped, daun zur Bushoitestö gfoahrn. Und do hot d'Mama zum Beispü dahinter sei miassen, dass er a bisserl an Beitrag mitleistet zu dem Moped (aha) oiso es, es woarn jo Sochn die san jetzt ned notwendig, ned lebensnotwendig, oba afoch Sochn, die hoit, jo, die's mir afoch a Freid mochn woit wei i hob mi natirli sehr gfreit (mhm) und do woit er hoit ned beisteuern. Do woit er afoch ned mehr zoin“ (1686-1695).

Diese Verwirrung zeigt wiederum die Verwirrung Cornelias und widerspricht im Grunde dem Vorwurf, dass es nur finanzielle Gründe hatte, weshalb der Vater keinen Kontakt zu seiner Tochter suchte, denn die gesetzlichen Alimente scheint er stets bezahlt zu haben. Möglicherweise ist diese Verwirrung von Cornelias Mutter in die Welt gesetzt worden, denn offensichtlich ist sie auf den Vater nicht allzu positiv zu sprechen. Cornelia ist sich dessen bewusst und betont während des Interviews mehrmals, dass sie nur die Seite ihrer Mutter kennt:

„I kenn nur die ane Seiten, vo da Mama, des is natirli die negative, er hätt, er hot sicher aundere, do bin i ma sehr sicher“ (1959-1761)

Man könnte hier fast ein gewisses Misstrauen gegenüber der Mutter erkennen, entsprungen aus der Hoffnung, dass der Vater vielleicht doch Kontakt suchte:

„Und des woäß i a ned, jo ob des wirkli, ob des jetzt wirkli stimmt wia's d'Mama sogt, dass gsogt, oiso, dass zu mir sogt, er hot mi nie hoin woin, des kaunn i jetzt a glauben oder ned. I woäß's wirkli ned! (mhm) Vielleicht

hätt er's eh scho a poar moi probiert ghobt oder so und daunn hot er si docht, ah is egal (mhm) siach i's hoit ned“ (922-925).

Sie berichtet außerdem von einem Bekannten ihres Vaters, der ihr erzählt habe, dass ihr Vater sehr wohl Kontakt zu ihr suchte. Deshalb nimmt sie sichtlich bestimmt an, dass ihr Vater Kontakt haben möchte, denn er hätte ihr nicht „umsonst“ zum 17. Geburtstag gratuliert. Obwohl Cornelia in der folgenden Aussage betont, dass ihr der Vater nie gefehlt hätte, so erkennt man doch, dass sie sich im Grunde gerne einen gewünscht hätte, und dass sich auch für die eigenen, zukünftigen, imaginären Kinder einen erhofft.

„Ich stell mir das schon so vor und ich möchte auf keinen Fall, dass wenn meine Beziehung jetzt in Brüche geht, dass mein Kind den Papa nicht sieht, das möchte ich überhaupt nicht. Der soll genauso das Recht haben, ich denk ma, ich, mir selber ist jetzt, sag ich mal, für mich, mir hat der Papa nie gefehlt, weil ich das nie gewohnt war. Aber ich denk ma, es hätte schon dazu gehört, dass ma da wirklich an Papa hat, als Vorbildwirkung. Ja wenn das jetzt in Brüche ginge, möchte ich schon, dass mein Kind den Papa sieht.“ (510-515)

Diese Aussage bestätigt wiederum die Vermutung, dass Cornelia meint, ihre Mutter hätte ihrem Vater das „Recht die Kinder genauso zu sehen“ verwehrt.

Cornelia ist sich dessen bewusst, dass sie Angst vor einem richtigen Gespräch mit ihrem Vater hat. Darin liegt auch der Grund für die eher abweisende Haltung diesem gegenüber. Sie selbst erzählt, dass sie ihn nicht fragen trauen würde, warum er sie nicht sehen wollte. Vermutlich hat sie zu viel Angst vor einer schmerzhaften Enttäuschung, weshalb es leichter ist im Glauben zu bleiben, dass die Mutter möglicherweise einen Teil zum Kontaktabbruch beigetragen hat. Sie denkt folgendermaßen darüber nach, wie es wäre, wenn sie ihrem Vater begegnen würde:

„Oba i glaub i würde eam ois letzers fragen, warum, warum er mi ned seng woit. Des trauat i ma goar ned glaub i ... Obwohls eigentlich a berechtigte Froge war, oba des trauat i ma ned...I schau immer waunn ihn irgendwo siach, dass i so schnö wie möglich vorbei kimm“ (1863-1866)

Cornelias Vater hat nach der Trennung von Cornelias Mutter wieder geheiratet und bekam zwei Kinder mit einer anderen Frau. Interessanterweise hat Cornelia in ihrer Praxiszeit als Kindergartenpädagogin eine Tochter ihres Vaters, also ihre eigene Halbschwester, betreut. Diese Situation beschreibt Cornelia jedoch nicht als unangenehm oder komisch, sondern als „schön“. Während dieser Zeit hat sie jedoch ihren Vater nie gesehen. Cornelia bemühte sich, dieses Mädchen genauso wie alle anderen Kinder zu behandeln. Sie geht davon aus, dass er

bis jetzt nicht weiß, dass sie, für kurze Zeit die Betreuungsperson seiner Tochter war. Dann jedoch erzählt sie, dass ihr genau dieses Mädchen, an ihrem letzten Arbeitstag eine Zeichnung von zu Hause mitbrachte.

„Jo und die hot's ma mitbrocht, des woar eben mit so an Textmarker so an Leuchtstift, ... hot's ma do Herzen gmoind auf a Blatt zaumgroit und des hot's ma g'schenkt ois letzten, zum letzten Tog drum jetzt waß i a ned, is des wirklich vom Kind ausgaunga oder vo die Ötern, dass gsogt haum, ah, zeichned da Cornelia wos sche's nu bevor's geht, des woaß i eben ned“ (1737-1740).

Es ist schwierig zu beurteilen, ob hier ein Wunsch von Cornelia aus ihr spricht, wenn sie meint, dass vielleicht die Eltern die Tochter dazu angeregt hätten eine Zeichnung anzufertigen. Möglicherweise war es tatsächlich so, theoretisch könnte es aber auch einfach ein „Zufall“ gewesen sein, dass dieses Mädchen eine Zeichnung Cornelia geschenkt hatte. Möglicherweise ist Cornelia aber auch die „Neutralität“ die sie sich vorgenommen hatte, nicht so gut gelungen, sodass sie doch eine „besondere Beziehung“ zu dem Mädchen aufbaute.

Im Großen und Ganzen hat Cornelia ein diffuses Bild von ihrem Vater in das gleichzeitig ihre Mutter verwickelt ist. Sie beschreibt ihn als zielstrebig, sehr arbeitsam und stark am „Geld orientiert“. Offensichtlich hat sie, wie könnte es auch anders sein, trotz Hoffnungen und offener Fragen zu große Angst vor einem Gespräch mit ihm und insgesamt ein doch eher negatives Vaterbild.

Großeltern: die versöhnende Rolle des Opas

Cornelia betont, dass für sie der Großvater einen Vaterersatz darstellte und sie einen starken und guten Bezug zu ihm habe.

„I hob in meisten Bezug zu eana, i ruaf zum Beispü ihn Opa ruaf i jeden Obend au, der hot jetztn so a Seniorenhandy. Do ruaf ihn au und er gfreit si immer voi, oiso i hob den größten Bezug zu eana gegenüber die aundern Cousins und Cousinen eben“ (2012-2015)

Außerdem ist sie sich der Bedeutung der Rolle des Großvaters, die ausgleichend in der familiären Situation wirken dürfte, bewusst. Die Beziehung zwischen den Großeltern ist zwar harmonisch, jedoch aufgrund von Depressionen der Großmutter gibt es auch schwierige Phasen. Die Großmutter nimmt im Interview sehr wenig Raum ein. Cornelia beschreibt die

Beziehung von ihrer Mutter zu ihrer Großmutter als eher konflikthaft. Auch hier scheint der Großvater eine vermittelnde Position eingenommen zu haben.

Auch in Bezug zu Cornelias Vater scheint der Großvater verständnisvoll zu sein und sich von der offenbar „negativen Haltung“ der Mutter abzugrenzen. Cornelia beschreibt, dass er sie immer wieder dazu ermutigt, mit ihrem Vater in Kontakt zu treten:

„Mei Opa sogt a immer, geh weiter und jetzt red eam amoi au oder, jo. I hob ma a scho oft überlegt, warum soit ihn ned kenna lernen..., oba nur daun denk i ma immer, er wollte jo kan Kontakt. Und warum sollt mi i jetzt möden?“ (1758-1762)

Folgende Aussagen lassen bildhaft erscheinen, weshalb Cornelias Großvater eine so wichtige Rolle für sie eingenommen hat:

„I glaub a wei der Opa a bissal so die Vaterrolle für mi jetzt übernommen hot, er hot’s jo eh ned wirklich übernommen, oba für mi woar er scho so a bisserl, er hot ma, waunn der Traktor eben, hob i eh scho dazöht, kaputt woar, hot er er ma den repariert oder so ... oiso für mi, hot er wichtige Sochan übernommen“ (2019-2022.)

„Und zum Beispü des Vatertagsgeschenk...Des hob i immer mein Opa g’schenkt, (aha) do is immer Opa Alwin¹², oiso statt Papa, is eben Opa oben gstaunden des hot so passt... Den hob i immer beschenkt jo“ (2026-2028).

Offenbar hatte die beständige Beziehung zum Großvater eine wichtige Bedeutung in Cornelias Entwicklung. Sie selbst scheint sich dieser bedeutenden Position der „Vaterrolle“ bewusst zu sein und konnte sich in dieser Beziehung den Wunsch einen Vater zu haben zumindest teilweise erfüllen. Denn sie hatte und hat noch immer damit eine väterliche, konstante, männliche Bezugsperson in ihrem Leben.

Dadurch, dass ihr „Vater“ im symbolischen Sinn auch gleichzeitig der Vater der Mutter ist, entsteht eine interessante Situation, in welcher die Vaterrolle über der Mutterrolle steht. Wenn man an den Ödipuskomplex anknüpft, so erkennt man, dass hier ein Ungleichgewicht entsteht und die Beziehung zur Mutter daher stärker konfliktbeladen gestaltet sein muss.

¹² Geänderter Name

Die Beziehung zur Mutter: zwischen Nähe und Rivalität

Wie im theoretischen Teil ausgearbeitet wurde, scheint die Rolle und Beziehung der Mutter eine wesentliche Funktion innerhalb der Persönlichkeitsentwicklung, aber auch innerhalb der Herausbildung einer angemessenen Geschlechtsrollenidentität eines Mädchens einzunehmen. Deshalb möchte ich noch näher auf das Bild, welches Cornelia von ihrer Mutter hat, eingehen.

Im Grunde scheint Cornelia eine sehr intensive und starke Bindung zu dieser zu haben. Sie sieht in der Tatsache, dass ihre Mutter 20 Jahre lang alleine war, also in keiner Partnerschaft war, einen Grund für diese starke Beziehung. Bei der ersten Frage nach der Art und Weise der Beziehung erzählt sie Folgendes:

„Ja ich hab eine sehr gute Beziehung. Meine Mama war dann auch 20 Jahre alleine - und da hab ich sehr immer, also die Mama war immer die, weiß ich nicht, weil halt immer nur die Mama da war. I glaub deswegen ist die Beziehung dann noch so, intensiver oder was. Also so ist es allgemein eine sehr gute Beziehung. Nur jetzt seit dem sie einen Freund hat, eineinhalb Jahre ist das jetzt ca. her oder zwei Jahre schon, ist es irgendwie ois a bissal lockerer worden. Ich ruf jetzt zum Beispiel meinen Opa mehr an, wenn ich jetzt in W. bin a ganze Woche, ruf ich meinen Opa öfters als wie meine Mama. Obwohl am Wochenende so immer a, i wohn scho noch bei der Mama am Wochenende. Aber, so unter der Wochen, ja es ergibt sich nicht. Ich weiß nicht warum. Da hat sich schon einiges geändert seit sie ihren Freund hat.“ (359-367)

Sie ringt ein bisschen mit den Worten und tut sich gewissermaßen schwer eine „intensive Beziehung“ anzugeben. Sie sagt zwar, dass es eine gute Beziehung ist, jedoch lassen die vielen Satzabbrüche auf Konflikte schließen, die sie auch zugleich formuliert. Es kommt nämlich eine gewisse Enttäuschung, aber auch eine Eifersucht zum Vorschein. Cornelia ist sich dieser Eifersucht bewusst und geht damit reflektiert um. Anfangs war sie selbst über dieses Gefühl verwundert. Obwohl sie es „jetzt eh schon lockerer sieht“, scheinen hier unbewusste Rivalitätskonflikte noch nicht ganz verarbeitet zu sein. Wie im Ödipuskomplex beschrieben wurde, erlebt ein Kind seine Mutter zuerst als allmächtig und muss dann die schmerzhaften Erfahrungen machen, dass diese nicht ausschließlich für das Kind da ist und teilweise auch abwesend ist. Sicherlich hat auch Cornelia diese Art von Erfahrung gemacht, aufgrund des fehlenden Vaters bzw. des fehlenden Partners der Mutter war diese Erfahrung jedoch sicherlich anders als im Prototyp des Ödipuskomplex‘ mit der Vater-Mutter-Kind Familie. Die besondere Beziehungsqualität der Eltern bzw. das Ausgeschlossenensein aus dieser Beziehung, musste Cornelia während ihrer Kindheit nicht in diesem Maß erfahren, wie es in

der Theorie dargestellt worden ist. Möglicherweise konnte sie diese Erfahrung erst mit 19 Jahren durch den Partner der Mutter nachholen.

Cornelia scheint ihre Mutter dennoch realistisch wahrzunehmen, als Mensch mit positiven und negativen Eigenschaften. Sie kann sich in die Situation ihrer Mutter hineinversetzen und beschreibt sie als fürsorglich und hilfsbereit. Cornelia meint, sie würde sie immer unterstützen:

„Mhmh sie tät mich wenn’s ma jetzt schlecht geht oder was. Sie tät ma immer d’ Stangen halten. Also sie tät mich da nie irgendwo hängen lassen, sie tät mich immer, egal was jetzt wär, und auch wie ich die Entscheidung troffen hab, dass ich da jetzt ein halbes Jahr ins Hotel P. im Service arbeite, da wars am Anfang auch sehr, sehr, waß i ned, da hats ma überhaupt nicht zugeredet, weils gsagt hat: ‚Für was hast du die Schul gmacht? Jetzt warst fünf Jahre in der Schule und jetzt gehst als Kellner, das hättest nach der Hauptschule auch gleich tun können.‘ Aber Endeffekt dann hat’s eh passt, sie, sie ja möchte mir halt immer gute Ratschläge geben, aber sie lässt mich in gewisser Weise a selber entschei...also selber denken, ja du bist alt genug, mach was du glaubst, so auf die Art.“

Trotz des Rückhalts zeigt ihr die Mutter auch, dass Cornelia selbstverantwortlich Entscheidungen treffen kann und ihren eigenen Weg gehen darf. Cornelia meint, dass ihre Mutter auch eine Vorbildwirkung auf sie hatte, besonders in Hinblick auf ihr Durchhaltevermögen:

„die Mama hat ma immer gsagt, wennst dich für was entscheidest, dann musst es durchziehen. Zum Beispiel das war schon beim Flötenspielen, Gitarre spielen, Klarinetten spielen oder was. Ich hab das alles durchgezogen, bis dass i a gewisses Ding, dass ich g’sagt hab, ja. Bei der Klarinetten hab ich das bronzene Leistungsabzeichen g’macht, das war mein Ziel. Und dann hab ich aber das silberne nimmer woll’n und des hot so passt für sie. Oiso i hab irgendwas durchzogen, dass ich sag, ich kann ein Instrument spielen. Oder auch bei Entscheidungen, und es war zum Beispiel ich war ministrieren und da da hats auch gsagt, ja, wennst dich dafür entscheidest, musst aber dann schon jeden Sonntag in d’ Kirche gehen und des hat für mich so passt. Oiso do hab ich sicher viel von ihr glernt, dass sie mir des vorgezeigt hat jo. Sie war selber in einem Club. Mini Club. Also Mini Cooper Club so, Waldviertler Mini-Freunde und da wars auch bei jedem Fest hats gholfen zum Beispiel oder was. Da hab ich sicher viel von ihr. Ja da hat’s ma schon viel zeigt.“ (446-457)

Durch diese Beschreibung bekommt man den Eindruck, dass Cornelia sehr zielstrebig ist und tatsächlich alles, was sie begonnen hat, auch zu Ende bzw. wie sie es beschreibt, bis zu einem gewissen Niveau betrieben hat. Ihre Mutter scheint ihr in dieser Hinsicht ein Vorbild gewesen zu sein. Sie hat die Entscheidung ihr Kind alleine großzuziehen durchgezogen und, wie Cornelia beschreibt, sich wenig von ihren Großeltern oder ihrer Schwester unterstützen lassen.

Auch die Situation, dass Cornelia keinen Kontakt zum Vater hatte, klingt nach einer sehr radikalen „ganz“ oder „gar nicht“ - Entscheidung, wobei es schwierig ist zu eruieren, ob diese Entscheidung von der Mutter oder vom Vater getroffen wurde.

Neben Unpünktlichkeit und Uneinsichtigkeit (wenn Cornelias Mutter „einen Fehler gemacht hat“), gibt Cornelia als negative Eigenschaften ihrer Mutter an, dass diese immer wieder die Vaterrolle übernehmen wollte. Es wird ersichtlich, dass Cornelia ein sehr traditionelles Bild von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ hat. Sie erzählt zum Beispiel, dass sie es nicht leiden konnte, wenn ihre Mutter Reifen wechselte, Hackschnitzel holte oder den Rasen mähte.

„das war für mich so was, wo ich immer g'sagt hab, das kannst nicht machen“ (598).

Ebenso stellte sie als Kind die alleinige Entscheidungskompetenz bei Erziehungsfragen ihrer Mutter in Frage und wollte sich Erlaubnisse oder Ähnliches von ihrem Opa holen. Ihre Mutter war jedoch sehr darauf bedacht, dass die „Kindererziehung nur sie übernimmt“. Und dass Mutter und Tochter eine „eigen Familie“ sind. Cornelia beschreibt, dass ihre Mutter in dieser Hinsicht ein wenig stur war und sich nicht von anderen Leuten helfen lassen wollte.

In manchen Aussagen erkennt man, dass Cornelia unbewusst enttäuscht oder böse ihrer Mutter gegenüber ist, weil diese es nicht geschafft hat, dem „normalen Bild einer glücklichen Familie“ zu entsprechen, das für die Interviewpartnerin offensichtlich durch eine traditionelle Rollenaufteilung geprägt ist.

„Ich hab mit dem oft nicht umgehen können, dass meine Mama also zwei Personen in einem ist“(894-805)

„Weil die Mama als Ersatzpapa hätt' ich nicht angenommen, das war immer so, das geht nicht und aus. Die Mama ist die Mama und da Papa, das muss wer anderer übernehmen“(820-822)

„Aber ich find, das geht einfach nicht, das sind einfach ja Mann und Frau. Das lässt sich nicht vereinbaren. Da hab ich auch oft, oft streiten müssen mir ihr, mit da Mama hab ich so und so in der Pubertät viel gestritten“(831-833)

Aus diesen Aussagen erkennt man aber auch, dass Cornelia sich einen Vater gewünscht hätte sowie dass eine unbewusste Sehnsucht nach einer Person vorhanden war, die die enge Mutter-Kind Beziehung trianguliert. Die Sehnsucht nach dem gesellschaftlich anerkannten Bild, dass Mann und Frau für die Kindererziehung wesentlich sind, zeigt sich hier. Aus diesem Verlangen hat sich Cornelia die männlichen Rollen und Bezugspersonen in erster

Linie bei ihrem Opa, aber auch bei ihrem Onkel, der ihr zum Beispiel einmal ein Gokart gebaut hat, geholt.

Cornelia ist offenbar noch nicht ganz von ihrer Mutter und ihren Großeltern abgelöst, denn sie verbringt die Wochenenden immer dort, telefoniert täglich mit ihrem Opa und lässt sich beispielsweise auch die Wäsche noch von ihrer Mutter waschen. Wenn Cornelia also am Wochenende heimkommt, ist sie noch in der Rolle des Kindes. Folgende Situation unterstreicht diese These bildlich:

„Ja, i komm halt heim und schmeiß den Rucksack irgendwo hin, wo er zu liegen kommt, meistens is eben die Küche. Und nachdem bei uns die Küche einfach so ein - ein Treff ist, wir haben kein Wohnzimmer, da ist eben der Fernseher, da spielt sich alles ab in der Küche, da müss ma glaub ich jede Woche irgendwie hamma eine kleine Diskussion und wenns is um den Rucksack, oder weil ich nicht gleich die schmutzige Wäsche in den Wäschkorb schmeiß, damit sie waschen kann, oder so irgendwas. Des sind ja oft eh nur Kleinigkeiten. Oder, was fällt ma noch ein? Ja im Haushalt mithelfen (lacht), dass ich wenn ich heim komme und ich seh, der Gschirrspüler ist zum Beispiel, dass ich das halt oft nicht ja, ja ungern tu. Sag ma so. Erst wenn sie's mir sagt: bitte räumst du ihn aus? Und sie hätt halt schon gern, dass ich das von alleine seh zum Beispiel und einfach von selber hingeh und den Gschirrspüler ausräum. Des is sicher jo, aber so hamma, glaub ich, schon jedes Wochenende mindestens einen Konflikt. Ja hmhm“ (486-497)

Hier wird auch deutlich, dass es sehr wohl Konflikte im Alltag zwischen Mutter und Tochter gibt und dass die beiden immer noch einen starken Bezug zueinander haben.

Cornelia: die gesellige Mitte

Cornelia selbst sieht sich innerhalb der gesamten familiären Situation als „ausgleichende“ Rolle, die immer wieder darauf schaut, dass alle zusammen kommen:

„I bin so a Rolle, die irgendwie olle a bissl zaumhoit. I bin sehr fürs Gesellschaftliche und waunn i am Wochende zum Beispü jetzt hoam kimm, so wie, i woar vergangenes Wochenend ned dahoam, daunn nächstes Wochenende daunn do lodn i irgendwie olle auf an Sunntog oiwei gern ei, auf an Kaffee und Kuchen zum Beispü und do kemman a großteils olle, soferns ned irgendwo aunders furt san. I bi scho so ane, die hoit gern a auf des, auf an Zusammenhalt is, dass des in der Verwandtschaft so bleibt wia's is. Wir haum eh an sehr guten Zusammenhlot, es gibt kane Streitereien untereinaunder, des is ma vü Wert! (mhm) Und sie wissen genau, waunn i wos mecht, daunn moch i des oder. I hob a so an Stellenwert, dass i (lacht) vü un, oiso vü unterwegs bin, mhm, dass i gern, so umanaunda fliag (lacht), oba des passt jo“ (2033-2043)

Der Eindruck, den ich während des Interviews bekomme, bestätigt diese Selbsteinschätzung. Sie scheint, wie bereits erwähnt, ein sehr geselliger und offener Typ zu sein sowie ein

Harmoniebedürfnis zu haben. Auch ihr Engagement in der Blasmusikkapelle sowie die Tatsache, dass sie sehr gerne und meist jedes Wochenende ausgeht, zeigen dies.

6.1.4 Beruflicher Werdegang und Motivation

Auffallend in der Beschreibung Cornelias über ihren Werdegang und mögliche Erklärungen für ihre Berufswahl ist, dass sie nicht sofort auf klare Gründe zu sprechen kommt. Nach mehrmaligem Nachfragen kommen verschiedene Aspekte zu Tage die möglicherweise entscheidungsgebend waren bzw., um nicht zu sehr von einer bewussten, rational überlegten „Entscheidung“ auszugehen, die im Sinne des „biographischen Übergangs“ (vgl. Keddi 2002, S.87) beeinflussend gewirkt haben. Das zeigt, dass die Gründe für die Wahl in diesem Fall (und ich gehe davon aus, dass es oft so ist) nicht bewusst und klar greifbar an der Oberfläche liegen, und dass äußere Umstände einen Teil dazu beitragen.

Cornelia beschreibt wie es „sich ergeben“ hat, dass sie den Beruf der Kindergartenpädagogin gewählt hat, wobei deutlich wird, dass ihre Mutter bei der Entscheidung eine bedeutende Rolle einnahm:

„Meine Mutter hat mir immer gesagt, wie ich in der Volksschule war, hab ich immer g’sagt, ich möcht einmal Kindergärtnerin werden, nur das war wahrscheinlich - Volksschule kann man das noch nicht so draus schließen - ich war dann nach der Hauptschule, war ich ein bisschen im Zwiespalt zwischen einer HLW, Koch-Kellner - hat mich schon immer interessiert, oder eben Kindergärtnerin. Und nachdem aber am Anfang es geheissen hat, dass Kindergärtnerin, oder, dass Kindergärtnerinnen am Land derzeit wenig Jobchancen haben, hab ich das eher abgeschrieben g’habt und hab mich dann gezwungenermaßen irgendwie so eingeredet, ich muss jetzt Koch-Kellner lernen, des ist, die Chancen sind größer, dass i des, dass ma da an Job kriegt. Und die Mama hat ma eben dann g’sagt, des is auch ein Blödsinn, wennst dann einen Job hast und du tätst aber lieber einen anderen machen, wer weiß was in fünf Jahren ist. Und drum hab ich dann eigentlich, hab ich mich dann für die Kindergartenschule beworben, und bin dort hingefahren zum Tag der offenen Tür und nach, nachdem S. [der Ort der Schule] das Nächste ist, sag ich amal, ist gleich S. in die Hände gefallen und dort hat sich das dann so ergeben.“ (192-205)

Diese Beschreibung macht zwar deutlich, welche Überlegungen angestellt worden sind, bevor sich Cornelia für die Schule und damit in gewisser Hinsicht auch für den Beruf entschieden hat, und zeigt, dass sie sich letztendlich auf Anraten ihrer Mutter zugunsten ihres „immer schon bestehenden“ Wunsches seit der Volksschule, Kindergärtnerin zu werden, entschieden

hat - sie zeigt aber nicht, woher nun dieser Kindheitswunsch gekommen ist. Vermutlich ist sich Cornelia selbst nicht ganz darüber im Klaren.

Nachdem ich noch mehrmals nachfragte, um auf tiefere Gründe für diese Wahl zu stoßen, erzählte Cornelia, dass sie „schon immer gern mit kleinen Kindern g’spielt“ hat (244). Sie überlegt und gelangt zu dem Schluss, dass sie als Kind selbst gerne im Kindergarten war und darin auch der Grund für die Berufswahl liegen könnte. Ursprünglich wollte sie in einer Krippe mit „ganz denen Kleinen“ arbeiten, jedoch stellte sich heraus, dass „das noch anstrengender ist“, sodass sie letztendlich in einer Kindergartengruppe gelandet ist (218f). Einen weiteren Grund sieht Cornelia in den Freiheiten, die dieser Beruf bietet:

„Ich hab den Beruf auch schon deswegen gewählt, weil einem immer das Arbeiten ein bissal frei gestellt wird. Man hat zwar Vorgaben punkto Vorschularbeit und dass die Kinder dann einen Kreis von einem Viereck auseinander kennen sollen, oder so zum Beispiel. Aber man kann sich eben den Weg aussuchen, wie man das denen Kindern beibringt. Und des is in vielen Sachen so zum Beispiel auch jetzt hab ich das Thema ghabt, ah Geschirr. Die Kinder haben oft ned gwusst: die Gabel, der Löffel, das Messer - man kann eben auch das auf so viele verschiedene Spielarten oder Spielvariationen denen Kindern beibringen und des ist des Schöne an dem Beruf. Oder ich glaub, wenn man Ausflüge macht oder was. Man kann selber entscheiden, wo man gern hin möchte mit den Kindern, da ist einem viel frei gestellt, das ist das Schöne dran. (265-274)

Dass Cornelia die persönlichen Freiheiten und Gestaltungsmöglichkeit sehr zu schätzen weiß, zeigt nicht nur auf, dass sie gerne Dinge selbst entscheidet und in die Hand nimmt, sondern verdeutlicht auch ihren Hang zur Kreativität. Auch wenn in der Ausbildung zur Kindergärtnerin ein relativ großer Wert auf die musikalischen und kreativen Fähigkeiten der Auszubildenden gelegt wird, so möchte ich davon ausgehen, dass es auch viele andere Möglichkeiten gibt, sich beruflich zu verwirklichen und dabei dieses Maß an Freiheit zu genießen.

Wie in der anfänglichen Beschreibung deutlich wurde, kam für Cornelia auch noch eine zweite Schul- bzw. Berufswahl in Frage. Der Beruf der Kellnerin hat sie, wie sie berichtet, immer schon gewissermaßen fasziniert:

„I glaub des woar scho so a Hauptgrund, ... dass i des bewundernswert find, wenn manche do a gaunz großes Tableau haum und jo ... Oiso der Auslöser woar sicher des, dass i bei uns in der Ortschaft beim Heurigen, beim Heurigen könert hob und bei die Feuerwehrfeste hob i a scho immer könert und jo und drum woit i des probieren wie des is, wenn ma des so ois Beruf erlebt dann, ned nur ois Hobby.“ (1173-1177)

Der direkte Kontakt mit Menschen, aber auch die positiv erlebten Erfahrungen beim Heurigen im Dorf trugen einen Teil zu diesem Interesse bei, weshalb sie nach der Matura ein halbes Jahr im Service Erfahrungen sammeln wollte:

„Na i war dann nu, i hab die Matura g'macht, und dann war ich einen Monat daheim und dann war ich im Service tätig im, am S. (Ort) im Hotel P. war ein, ein halbes Jahr, weil ich wollt irgendwie noch was anderes sehen, i hob ma dacht, ich möcht nu ned gleich einsteigen im Beruf, außerdem war ich ma nu ned sicher, ob i mi jetzt am Land bewerben soll oder in W. eben und deswegen hab ich ma noch was anderes ang'schaut, und das hat sich ganz spontan ergeben, ich hab das erst Beste g'nommen“(87.-92).

Cornelia berichtet zwar, dass sie sich an sich gut vorstellen könnte, diese Arbeit eine längere Zeit lang zu machen, jedoch waren Einbüßungen der Freizeit (Wochenend- und Feiertagsdienste, Teildienst) aber auch die körperliche Anstrengung des Berufs ein Grund, weshalb sie nach einem halben Jahr zu dem Schluss kam, doch in den Beruf der Kindergartenpädagogin einzusteigen. In der Spontaneität die Cornelia aufbrachte, nach der Matura von zu Hause wegzugehen, aber auch ihrem beruflichen Traum, als Kinderanimateurin auf einem Kreuzschiff zu arbeiten, zeigt sich die unternehmungslustige, weltoffene Seite ihrer Persönlichkeit.

Die Entscheidung für die BAKIP wurde, wie bereits erwähnt, auch stark von ihrer Mutter beeinflusst. Auch die folgende Aussage verdeutlicht dies:

„die Mama hat schon sicher eine Rolle g'spielt, wenn die nicht gsagt hätt, oder wenn mich die nicht irgendwie unterstützt hätt und hätt gsagt: ‚Mach das, was du wirklich haben möchtest‘, dann hätt' ich vielleicht, glaub ich, die HLW oder irgendso eine Koch-Kellner Schule g'macht. Des sicher ja. Also die Mama hat eine Rolle gespielt ja.“(224-227)

Die Aussagen Cornelias lassen ein Bild einer Mutter entstehen, die sehr auf das Wohl ihrer Tochter bedacht ist und diese in ihrer selbständigen Entwicklung und bei der Verwirklichung ihrer „wahren Wünsche“ unterstützt. Schwierig herauszufinden ist was Cornelia „wirklich haben möchte“ und ob der angeblich bestehende Wunsch seit der Volksschule, den sie offenbar gar nicht mehr selbst in Erinnerung hat, sondern nur aus Erzählungen der Mutter herleitet, das darstellt, was sie „wirklich“ wollte. Interessant ist daher, dass sich Cornelia nach erfolgreichem Abschluss der Kindergartenpädagogik-Schule dazu entschlossen hat, erstmals zu Kellnern, und damit also ihrem zweiten Wunsch, den sie aufgrund ihrer Mutter nicht ausgelebt hatte, nachzugehen. Damit ging sie erstmals für einige Zeit weg von ihrer Mutter.

Cornelia berichtete auch, nicht ohne einen gewissen Stolz, dass ihre Mutter zwanzig Jahre lang keinen Partner, also keine Beziehung hatte, denn Cornelia „war immer an erster Stelle“ und wenn ein Mann dies nicht verstand, so war klar, dass es keinen Platz für ihn gab. Vielleicht war es gerade die starke Bezogenheit zur Mutter, die Cornelia dazu veranlasste, diese, kurz vor ihrer Abreise auf Saison, bei einer Single-Börse im Internet anzumelden. Cornelia erzählt dies folgendermaßen:

„Des ‚love.at‘ und do hob’s i eh eingeloggt, wei i a zur Mama gsogt hob, jo, oiso logg di do ein, oder möd di duartn au, dass, i mecht a ned, waunn i jetzt zum Beispü, i hob genau gwusst, i mecht amoi wegga geh, des woar vorm S. (Saisonarbeits Ort) eben, wie i do könert hob. I mecht a ned, dass sie daunn ala is, dahoam...und daunn hob i’s, eigentlich woars eh mei Start sog i amoi so, sog i: ohja du mödst di do jetzt aun und i hob sogoar a Foto vo ihr einigstöt - des woits am Aufaung a ned, und daunn hot’s gsogt: na gibst hoit do a Foto eini.“ (1578-1584)

Möglicherweise ahnte die Mutter unbewusst, schon vor der Entscheidung der Tochter für eine bestimmte Schule, dass eine HLW in den Tourismus Sektor führen würde und dieser eine ziemlich hohe Chance in sich birgt, den Heimatort zu verlassen. Nach dieser Interpretation könnte das Anraten zum Beruf der Kindergartenpädagogin der Ausdruck des unbewussten Wunsches, die Tochter bei sich zu behalten, darstellen. Nachdem sich die Mutter vom Vater, zwei Monate nach der Geburt ihrer Tochter, getrennt hatte, waren Mutter und Tochter in einer trauten Zweisamkeit, die niemand störte - man könnte auch sagen: „niemand triangulierte“. Als Cornelia für ein paar Monate die Kindheitsstube verließ, verliebte sich die Mutter, worauf Cornelia eine starke Eifersucht verspürte. Cornelia berichtet in reflektierter Weise über dieses Gefühl, das sie selbst verwunderte:

„wie’s dann wirklich so weit woar, hob i gschaut und woar eben sehr, oiso eifersüchtig...und sie hot ma daun erzählt, sie hot an kenna glernt, der hot’s augschrieben und so per Post und, dass sie si eben trifft mit eam, des hot’s ma a dazöt und / jo des hot’s ma dazöt und daunn is eh kloar, wir san hoit a Dorf und daunn is glei gfogt wordn, ‚ah dei Mama hot an Freind? Vo wo is er denn und wer is er denn und wos oarbat a?‘ und so eben ois gfrogt...und do hob mi i überhaupt ned auskennt und i hob eben gsogt, i waß ned, frogts es söber und do hob i scho gmerkt, des woar des Erste, wo a bissl die Eifersucht in mir gmerkt hob. Am Aufaung hob i mi eh gfreit, dass an gfundn hot, ...oder, dass ihr wer gschrieben hot, oba daun wie mir olle gfrogt haum, genauere Sochn über eam, do hob i gmerkt, dass des die Eifersucht is. Am Aufaung war’s ma goar ned so aufgföin. Und daunn woar a eh amoi bei uns, hot’s ma’n a vorgstöt und des hot eh passt. Und der tat a wirklich ois für mi mocha, er is eh a Ding, a Mau, der wirklich si voi do aupasst, oiso er passt si sehr au an uns ... des passt eh“ (1585-1579).

Als Cornelia diese Geschichte erzählt schwankt sie zwischen den Rollen einer verständnisvollen Person, die der Mutter das „Liebesglück“ gönnt und der Rolle des Kindes,

das nicht damit zurechtkommt, hin und her. Einerseits erkenne ich in ihrer Stimme eine gewisse Enttäuschung bzw. Trauer, andererseits rationalisiert sie die Situation und hat möglicherweise Schuldgefühle der Mutter gegenüber, wenn sie diese „komische Eifersucht“ wahrnimmt. Deshalb betont sie die Tatsache, dass der neue Freund ein „ganz ein lieber ist“ der auch „alles für sie machen tät“ und sich gut „anpasst“.

Cornelia wirkt auf mich überlegt und ehrlich zu sich selbst, wenn sie erzählt, dass der Grund für die Eifersucht das Gefühl war, die Mutter nicht mehr für sich alleine zu haben:

„Weil i afoch, glaub i, die Mama für mi nimma ala ghobt hob, i hob genau gwisst, wenn i ham kimm vo da Schui oder was, ist d'Mama do, oder sie kimmt vo da, vo da Oarbeit ham und jo und mir redn glei miteinander: wie war's? Oder, was host heit erlebt, oder Test, Schularbeiten besprochen. Do is ma eben aufgfoin, wie der G. oiso ihr Freund haßt G., wie der eben do woar, hots die ersten Wörter immer mit eam gredt (mit ein bisschen trotziger Stimme) und des woar a Hauptgrund, der mi a gstört hot, sie hot zum Beispü eam ois ersters begrüßt, mit an Busserl oder was, des hob i goar ned seng kenna, kaunn i a heit nu schwa seng muaß i song (lacht) und jo des woar a so a Grund, oiso des woar glaub i der Hauptgrund, wei's mit eam ois ersters redt, waunns ham kimmt und i nochhern, erst begrüßt wordn bin. Oder a heite nu, es is a heite nu so, es is a heite nu so, (mhm) zerst wird da G. begrüßt, und daun i (lacht ein wenig)“ (1601-1610).

Offenbar gelang es der Mutter nicht ihrer Tochter zu zeigen, dass sie diese trotz der Anwesenheit ihres neuen Freundes noch genauso gerne hat, genauso liebt, genauso viel Interesse für ihren Alltag aufbringt etc., denn Cornelia bemängelte, dass ihre Mutter zuerst immer den Freund begrüßte, obwohl Cornelia selbst doch nur am Wochenende mehr oder weniger „zu Gast“ in der Wohnung war.

Wenn man den Gedanken, dass Mutter und Tochter eigentlich keine Triangulierung erlebt haben, weiter spinnt, so könnte man als Trennungsgrund der Mutter vom Vater annehmen, dass die Mutter mit ihrer Tochter alleine sein wollte und das neue Baby nicht mit dem Mann teilen wollte. Offenbar hat Cornelia bis heute ein zwiespältiges Verhältnis zu ihrer Mutter. Sie erzählt, dass sie ihren Opa täglich anruft, ihre Mutter jedoch sieht sie meist nur am Wochenende. Dies klingt für mich so, als ob Cornelia ihrer Mutter im Grunde noch nicht verziehen hat, dass sich diese eine neue Nummer eins in ihrem Leben gesucht hat.

Der Opa als außenstehende, neutrale Person, zu welcher Cornelia immer schon eine sehr gute Beziehung hatte und der, nicht selten auch als Vaterersatz diente, bringt hier den ersehnten Ausgleich. Der Opa scheint auch eine Person zu sein, mit der sich Cornelias Mutter gut versteht, denn dieser habe sie nie benachteiligt im Gegensatz zur eigenen Mutter (Cornelias Großmutter).

Doch was könnte die Mutter dazu gebracht haben, eine solche Unfähigkeit ihre Liebe und Aufmerksamkeit auf zwei oder mehrere Personen gerecht aufzuteilen, entwickelt zu haben? Nachdem ich auch auf die Rolle der Mutter innerhalb ihrer Familie zu sprechen kam, erzählte Cornelia, dass diese eine Zwillingsschwester hat und sich stark von ihrer Mutter benachteiligt behandelt fühlte - von Anfang an: Denn die Zwillingsschwester war es, die bei der Geburt nur knapp dem Tod entrang und damit immer einen „Sonderstatus“ einnahm, mit welchem Cornelias Mutter nicht zurechtkam:

„da Mama ihr Zwillingsschwester, die wa bei da Geburt scho fost gestorbn. Die is nämlich, ah, ah spote, a spot die woar im Bruatkostn daunn nu a Randl drinnen (mhm) und de, de hot d'Mama, d'Mama hot eben so Gfühl ghobt, ihr Schwester is scho seit Geburt au verhätschelt wordn, wei's eben, jo, scho fost gestorbn wa. Und des hot's gsogt, des g'spiart a heit teilweise nur, dass ihr Schwester vo da Oma jetzt her, mehr oiso, bevorzugt wird (mhm) deswegen glaub is, dass des vo vo Aufaung au irgendwie mitgsput hot, dass heit a nu ned so guat zrecht kemman miteinanauder..., sie (Cornelias Mutter) sogt immer, d'Oma hot, d'Oma oiso ihr Mama ... die Schwester, immer, vü bevorzugt, afoch und da Opa hot des irgendwie, der hot's gleichberechtigt“ (2048-2058).

Ein weiterer Grund, den die Mutter in eine „Stiefkind“-Position ihren Eltern gegenüber brachte war, dass sie das Elternhaus im Grunde nie ganz verließ, sondern mit ihrer Tochter als Alleinerzieherin am Hof blieb. Cornelia führt die Situation folgendermaßen aus:

„Sie sogt hoit, sie is de, des Kind des daham im Haus bleibn is, und de Kinder san immer benocheiligt sogt sie, (aha) vielleicht mogs jo so stimma i woäß ned“ (1976-1977).

„so a Klischee: die hot's zu nix brocht oder so und jetzt bleibts hoit dahoam. So, glaub i, dass i dass des scho so a bissl bei da Mama im Hinterkopf is“ (1981-1983).

Nach dieser Interpretation wäre der Grund für die entstandene Eifersucht der Tochter stark auf Mängel der Mutter zurückzuführen. Fraglich ist natürlich, inwieweit Cornelia selbst, wie sie auch selbstkritisch formuliert, den Alleinanspruch auf die Mutter aufgeben muss und als Entwicklungsaufgabe, die doch noch sehr enge Bindung der Mutter lockern muss. Wie in der Schilderung der familiären Situation deutlich wurde, hat Cornelia offenbar, trotz aller Kritik und allen Unmutes gegenüber der Mutter, noch ein realistisches Bild ihrer Mutter und spricht von einer „guten Beziehung“ zu dieser. Gleichzeitig ist sie teilweise noch in der Rolle des Kindes, denn Cornelia lässt sich noch die Wäsche von der Mutter waschen, obwohl sie im Grunde eigenständig wohnt und einem Beruf nachgeht. Schilderungen von Alltagskonflikten, wo Cornelia beschreibt, dass sie „wenn sie heimkommt ihren Rucksack irgendwo hinschmeißt“ usw. verdeutlichen diese Annahme.

Möglicherweise macht sich Cornelia Vorwürfe, weil sie weggegangen ist und damit ihre Mutter eigenhändig in die Arme des Mannes, des Objekts der Eifersucht, getrieben hat? Sie erzählt, dass sie während der Arbeit im Service meist auch feiertags und sonntags arbeiten musste. In einem Atemzug erzählt sie, dass sie Weihnachten, Silvester und Muttertag Dienst hatte, dies lässt eine, für Cornelia relativ wichtige Bedeutung des Muttertags, erahnen und legt die Interpretation, dass sie deshalb Schuldgefühle gegenüber der Mutter hat, nahe. Janine Chasseguet-Smirgel zeigt auf inwiefern junge Frauen Probleme mit Schuldgefühlen haben, wenn sie selbständig und unabhängig von der eigenen Mutter werden.

In diesem Beispiel von Cornelia wird dieser Aspekt sehr gut ersichtlich, denn Cornelia ging als sie zum Kellnern aufbrach, nicht nur im geographischen Sinn weg von der Mutter. Dass sie Ablösung von der Mutter noch nicht ganz vollzogen ist, unterstreicht die Annahme, dass es sich dabei um einen zwiespältigen konflikthaften Prozess handelt, der Schuldgefühle bei der Tochter mobilisieren kann.

Um noch einmal zu möglichen Gründen für die Entscheidung des Berufs zurückzukommen, soll auch das vorhandene traditionelle Bild von „Weiblichkeit“ thematisiert werden. Ihre ländliche Sozialisation und Einbettung in traditionellere Umgebung können hierzu einen Teil beigetragen haben, aber auch die Sehnsucht, im Gegensatz zur Mutter, lediglich den „weiblichen Teil“ repräsentieren zu müssen, könnte man als unbewussten Hang zu diesem Beruf auslegen. Wie ersichtlich wurde, hat es Cornelia gestört, wenn die Mutter „männliche Aufgaben“ übernommen hatte, sodass sie selbst, einen möglichst „weiblichen“ Beruf ausüben möchte.

Die Situation, dass im Grunde der Großvater symbolisch den Vater repräsentiert, ist hier interessant, denn dadurch steht dieser gewissermaßen über der Mutter. Dem (Groß)vater war es offenbar nicht so sehr recht, dass die Mutter „alles alleine übernehmen“ wollte, sowie „männliche“ und „weibliche“ Aufgaben. Der Großvater selbst lebt die „traditionelle Männerrolle“. Cornelia fühlt sich, wie im Ödipuskomplex theoretisch erklärt wird, zum symbolischen Vater hingezogen. Da die Mutter aber mit diesem nicht in einer Liebesbeziehung ist, tritt sie im Dreieck nicht als Triangulierungsfigur auf. Für Cornelia hat daher die väterliche Meinung immer mehr Bedeutung, weil dieser der Mutter überlegen scheint. Cornelia internalisiert daher das großväterliche Gefühl, dass die Mutter in diesem Bereich versagt hat und es nicht geschafft hat eine „normale“ Familie zu erhalten.

Als logische Folgerung möchte Cornelia diesem Wunsch des Großvaters entsprechen und eine Tochter sein, wie er sie sich wünscht. Der Beruf der Kindergartenpädagogin ist der ideale Beruf wo ihr das gelingen kann. Er entspricht dem Weiblichkeitsbild:

„Kindererziehung, jo i find des [der Beruf der Kindergartenpädagogin] passt ins Frauenbüd, genau. Des passt voikommen eini, wei a Frau is zuständig für Kindererziehung und Kinder, is egal ob's jetzt, jo is ned egal, oba eigene Kinder oder der Umgang mit Kinder, des is daunn glaub i jo, so a Linie“ (2184-2186).

6.1.5 „Weibliches“ Rollenverständnis

Wie bereits erwähnt ist Cornelias Vorstellung von „Weiblichkeit“ sehr traditionell im bürgerlichen Sinn. Es wird deutlich, dass sie „Weiblichkeit“ sofort mit „Mütterlichkeit“ assoziiert wird, dies könnte aber auch daran liegen, dass das Interview unter dem Thema „Mütterlichkeit als Berufung“ stattfand. In ihren Zukunftsvorstellungen wird deutlich, dass sie dem klassischen Traum von einer Familie mit Haus und Garten naheifert:

„Das hab ich ma schon immer dacht, natürlich tät ich gern amal heiraten, des steht schon, heiraten und vielleicht auch ein Haus oder a Wohnung genügte auch. Haustiere tät ich gern haben viele und jo, aber wie gesagt, dass kann man eh nie sagen, weil, dass hätt meine Mama vielleicht auch wollen, aber nachdem er ja mich nicht sehen wollte, kann man eh nie sagen, also wenn das bei mir auch amal so ist, dann muss man das eh wahrscheinlich so in die Hand nehmen wie es kommt. Aber so, hätt ich schon den Traum wie so a: heiraten, Haus bauen, Kinder kriegen, so in der Art...(lacht)“ (510-525)

In der folgenden Aussage kommt zur Geltung, wie sie sich die Rollen von Mann und Frau vorstellen würde, und, dass diese doch sehr stereotyp und traditionell sind. Sie ist sich dieser Klischeebezogenheit jedoch bewusst und erzählt:

„Ich möchte zum Beispiel, schon gern amal den Haushalt führen, natürlich wär's ma eine Unterstützung, wenn der Mann zum Beispiel auch amal ab und zu Staubsaugen tut oder Geschirrspüler ausräumen, aber trotzdem, oder Wäsche waschen, typisch, typisch weiblich naja. Vielleicht bin ich da noch ein bissal im alten Klischee drinnen, Kindererziehung. Wenn eben die Mama in Karenz ist, übernimmt sie automatisch mehr die Kindererziehung als wie der Papa, wenn er den ganzen Tag Arbeiten ist“ (648-653).

Trotz der klischeehaften Vorstellung, die als überholt zu betrachten scheint, weist sie darauf hin, dass aufgrund der Tatsache, dass meist die Frauen in Karenz gehen, diese automatisch stärker für die Kindererziehung zuständig sind, hin und hat damit statistisch gesehen recht. Im zweiten Interview zeichnet sie ein ähnliches Bild, wobei sie betont, dass sich beide Elternteile in gleicher Weise für die Kindererziehung zuständig fühlen sollten:

„Dass, dass sich beide Elternteile gleich, gleich, gleich vü, oder gleich wie sogt ma, gleich also, dass beide Elternteile für die Kinderziehung zuständig san, dass ma des ned so der Frau zuwi schiaben soit, oder, dass a Maunn genauso im Haushalt mithelfen kann, oder eben jo, dass dass ma so, jo familiär afoch die Sonntage gestaltet, ned nur dass immer nur die Frau irgendwie si mit die Kinder beschäftigt, sondern afoch gleich, jo, dass ma so Ausflüge mocht so zum Beispiel Familienausflüge. Auf des, glaub i, leg i sehr vü Wert, oder, dass a so a Tagesstruktur is, dass die Kinder zum Beispü, wens möglich is, is hoit a ned oiwei, dass ma zum Beispü gemeinsam frühstückt. Des haum mia a glernt, des is eben so wichtig, für die Kinder, an geregelten Tagesablauf, daunn is des afoch für se a Sicherheit, und wenn zum Beispü aufgestanden wird in der Fria und i frühstückt mit Mama, Papa und Gschwister. Dann is des glaub i a sehr guate Festigung, des gibt an Kind afoch Sicherheit, des tat i gern amoi haum. Wenn's eben, wie weit's des zualosst, is eh ned oiwei gaunz afoch“ (1377-1389)

Cornelia hat eine traditionelle und doch sehr idyllische Vorstellung von Familie, in dem letzten Satz, wo sie anmerkt, dass es „eh nicht immer so einfach ist“ diesen Traum in Erfüllung gehen zu lassen, klingt m. E. wiederum an, dass sie dies selbst gern so erlebt hätte, und, dass sie nicht in unrealistische Träume abschweift, sondern realitätsbezogen denkt (das soll trotzdem nicht heißen, dass sie ihre Kindheit nicht als unvollständig erlebt hat, oder, dass diese Vorstellung nicht realisierbar wäre). Die Vorstellung, dass die Frau hauptsächlich für den Haushalt verantwortlich ist, und der Mann maximal eine „Hilfe“ darstellt oder „ab und zu mal staubsaugt“ scheint in dieses stereotype Familienbild zu passen.

Als ich Cornelia frage was für sie typisch „weiblich“ ist, spricht sie Stereotype an wie, Kochen, Kindererziehung und „fleißig in jeder Hinsicht, beim Haushalt“. Interessant ist, dass sie sehr stark und sofort den Bezug zu Kindern herstellt und „Weiblichkeit“ nicht losgelöst von „Mütterlichkeit“ oder Mutterschaft betrachtet:

„Wos mocht nu a Frau wos a Mau ned mocht? Bin am überlegen... jo i glaub oba eh Kindererziehung / mir foit jetzt sunst glaub i nix ei“ (303-304).

Diese Aussage unterstreicht das bereits gezeichnete Bild und legt dar, dass Cornelia Frausein sofort mit Kindererziehung assoziiert. Trotz der traditionellen Vorstellung betont Cornelia, dass es ihr sehr wichtig wäre, dass der Mann sich in gleicher Weise an der Kinderziehung beteiligt, aber auch die „Männersachen“ übernimmt und fürs „Autoreifen wechseln, zuständig“ ist, oder „fürs Rasenmähen.“

Oder dass er „mitn Kind aufs Fuaßboi Training foahrt oder es zu irgendan Unterricht bringt, do hob i oft's Gefühl, des moch'n immer die Frauen, oba vielleicht hob i do eh a foisches Einst oiso a foisches Bild jo“(309-313).

Sie erklärt wiederum, dass sie da „vom alten Klischee“ beeinflusst ist. Offensichtlich hätte Cornelia Verständnis dafür, dass der Mann im Haushalt nicht so viel macht, in der Kindererziehung würde sie sich das jedoch sehr wünschen. Interessant ist, dass sie meint, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für beide Geschlechter in gleicher Weise schwierig ist, das heißt ihrer Meinung nach, muss sich immer einer bzw. eine dazu bereit erklären bei den Kindern zu bleiben.

„Aber ich würd' das auch akzeptieren, wenn ich weiter arbeiten geh und er in Karenz bleiben tät“ (657-658).

Im zweiten Interview erscheint mit Cornelia allgemein weniger stark an den traditionellen Bildern festzuhalten. Das könnte daran liegen, dass sie sich schon vorher darauf einstellen konnte und mehr dem gesellschaftlichen „Mainstream“ entsprechen wollte, bzw. sich stärker als „moderne“ Frau darstellen zu wollen. Die Bedeutung der Kindererziehung und der Anwesenheit fixer Bezugspersonen ist für sie selbstverständlich:

„Jo, i glaub i möchts schon auch so a, vor allem am Anfang, glaub ich die ersten Jahre sind sehr wichtig, für Kinder, dass man eben viel Zeit mit ihnen verbringt, das seh ich auch jetzt, wenn ich ma denk, oft die Krippenkinder werden da mit einem Jahr in die Krippe gesteckt und oft erst um 5 auf'd Nacht abholt oder was und um acht in in der früh kommens. Das möchte ich mal auf keinen Fall. Ich glaub ich möchte schon lange daheim sein, so Karenz des ist eben schwierig a oft eben wieder zum einsteigen, und dass ma den job hot aber jo. So so möchte ich schon, dann wieder arbeiten gehen, das auf jeden Fall. Wenn die Kinder dann schon wieder in der Schule oder wos san tät ich schon gern wieder halbtags arbeiten gehen, dass i wieder aussu kimm. Ich möchte nicht nur Hausfrau sein! Auch wenn ich Kinder amal hab.“ (539-548)

Interessant ist, dass sie trotz aller Traditionsverbundenheit nicht „nur“ Hausfrau sein möchte. Hier kommt die meines Erachtens gegebene (und bereits thematisierte) gesellschaftliche Abwertung dieser Arbeit zur Geltung, aber auch der Wunsch Cornelias sich kreativ zu entfalten.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, Cornelia ein sehr traditionelles Geschlechtsrollenbild hat, möglicherweise ist sie so besonders an der Einhaltung dieser Tradition interessiert, weil sie es als Manko erlebt hat, dass ihre Mutter oftmals beide Rollen übernehmen wollte. Sicherlich trägt auch die ländliche Umgebung dazu bei, dass Cornelia ein eher traditionelles Bild entwickelt hat, denn in den Städten ändern sich gesellschaftliche Bilder meist schneller. Da die männliche Bezugsperson in Cornelias Leben von ihrem Großvater, der also zwei Generationen vor ihr lebt(e), repräsentiert wird, könnte auch hierin ein Grund liegen.

6.1.6 „Mütterlichkeit“ im Beruf

Im Folgenden soll darauf eingegangen werden welche Vorstellung Cornelia von „Mütterlichkeit“ hat und welche Bilder sie damit assoziiert. Ihre allererste Antwort im ersten Interview ist meiner Meinung nach am aussagekräftigsten, weil sie zuvor am wenigsten Zeit hatte, sich etwas zurechtzulegen und spontan Folgendes sagte:

„Mütterlichkeit...hm des Mütterlichkeit... das man einfach, ja die Mutter sorgt sich um alles, die Mütterlichkeit, man kriegt alles was man, jedes Kind hat gewisse Vorstellung von einer Mama und dass man das einfach kriegt von einer Mama, Zuwendung oder Aufmerksamkeit - so was ja, mhmh“

Cornelia muss ein wenig überlegen, zeigt dann jedoch, dass sie Mütterlichkeit als soziale Ressource dem Kind gegenüber versteht. Sie bezieht den Begriff allerdings auf eine konkrete Mutter und ein konkretes Kind. Auch in der Nachfrage, ob Männer „mütterlich“ sein könnten, verneint sie und meint, dass das dann „väterlich“ wäre. Sie betont aber, dass Väter Geborgenheit und Kuschneln, offensichtlich für sie auch ein Element von Mütterlichkeit, genauso geben können.

Interessant ist, dass sie die Aufgabe einer Mutter mit, sie „sorgt sich um *alles*“ treffend ausdrückt. Meines Erachtens kann man hier schon sehen, dass Cornelia einer Mutter einen wichtigen, machtvollen und potenten Raum zugestattet. Als ich Cornelia konkret frage, ob sie Mütterlichkeit auch mit den Aspekten „Leitung“ oder „Führung“ in Verbindung bringt, bezieht sie sich auf ihren beruflichen Alltag, und bejaht die Frage:

„Und deswegen glaub i sehr wohl jo oder was, was Manieren find i gehört do a dazua. (Mhm) Dass ma, dass des Kind waß was si gheret und was ned in ana Gesellschaft, dass eben guat aukimmt, dass sa si einfügen kau, (mhm) (hustet) in a, in a Gesellschaft oder in a Gruppe, jo gehört für mi scho dazua zur Mütterlichkeit.“

Sie weist darauf hin, dass es ihre Aufgabe als Kindergartenpädagogin ist, die Kinder auf die Schule vorzubereiten und zur Selbstständigkeit zu erziehen, weshalb sie eine Führungsqualität in „Mütterlichkeit“ erkennt. An anderer Stelle meint sie, dass auch Haushalt führen als „mütterlich“ betrachtet werden kann:

„Aber ich glaub das ist so typisch mütterlich, Kindererziehung, Haushalt und einfach wenn das Kind z.B. irgendeinen Unterricht nimmt oder so Freizeit z.B. Fußball oder so, dass sich da auch irgendwie die Mama drum kümmert“. (657-660)

Im ersten Interview meint sie, dass sie sich selbst gerade „gar nicht“ als „mütterlich“ bezeichnen würde:

„Nein grad gar nicht. Ich glaub ich würde mich erst dann mütterlich bezeichnen, wenn ich ein Kind hab“ (563-564).

Hier kommt wiederum zur Geltung, dass sie „Mütterlichkeit“ nicht losgelöst von eigenen Kindern betrachtet. Als ich sie jedoch frage, ob man nicht auch einen Zusammenhang zwischen „Mütterlichkeit“ und ihrem Beruf sehen könnte antwortet sie Folgendes:

„Ja, i glaub für manche Kinder, ja ja vielleicht schon, weil ich hab manchmal s’Gfühl, dass die Kinder, ja ich hab viele Kinder, die eben wirklich bis am Abend da sind und da glaub i is ma schon so a bissal a Ersatz-Mama. Wenn ma eben 40 Stunden in der Woche oder was, sag ich mal die Kinder, oder sehr viel im Kindergarten sind die Kinder, dass man schon jetzt irgendwie eine Ersatzmama ist ja. Und oft kriegen die Kinder im Kindergarten von uns mehr Aufmerksamkeit, also da bin ich ma ziemlich, da bin ich ma ziemlich sicher, als wie daheim“ (569-574).

Sie erklärt, dass sie besonders bei türkischen Mädchen den Eindruck hat, sie wären zu Hause nicht „genug gefördert“ oder bekämen zu wenig Aufmerksamkeit, weshalb sie ihre Rolle diesen Kindern gegenüber als „mütterlich“ bezeichnen würde:

„Von türkische Familien und so und da hat so und so amal eine Tochter einen geringeren Stellenwert als der Bub, das spürt man auch bei uns sehr viel in der Gruppe und ich glaub da genießen’s dann die Mädchen umso mehr wenn man sich mir ihnen beschäftigt. Also da würd ich sagen, dass ich ja schon vielleicht ein bissal mütterlich ja, teils teils.“ (575-578)

Eine weitere Aussage aus dem zweiten Interview unterstreicht diese Annahme:

„Jo, i glaub zum Teil übernehmen mir scho des, des Mütterliche jo. Vor oim die Kinder, de eben vo daham ned so vü Aufmerksamkeit kriegen, bei denen merkt ma des sehr, dass sie an uns hängen, do glaub i übernehm ma a große Rolle an Mütterlichkeit“ (246-248).

An Cornelias Einschätzung der gesellschaftlichen Bewertung von Mütterlichkeit erkennt man, dass sie selbst viel davon hält. Sie meint, dass Kinder als Zukunftsträger angesehen werden und deshalb ein hohes gesellschaftliches Interesse daran bestehe, Kinder zu fördern und deshalb auch „Mütterlichkeit“ eine Anerkennung genieße:

„I glaub, dass die Gesellschaft scho sehr vü Wert drauf legt, vor oim najo, hm (überlegend) oja glaub i scho, i glaub, dass die Gesellschaft scho vü Wert legt, wei eben die Kinder die Zukunft sand und, dass die Kinder afoch

Unterstützung brauchen. (mhm) Und dass ma de fördern kau, und dass ma's vor oim in der Kindheit am meisten fördern kau und dass eben später si, bei vülen Sochn vielleicht leichter tan wenn ma's dementsprechend fördert. (mhm) I glaub, dass die Mütterlichkeit bei der Gesellschaft scho sehr wichtig is (mhm) oder an guten Eindruck hot jo“ (210-216).

Als Pädagogin erkennt Cornelia die Wichtigkeit der angemessenen Förderung von Kindern. Implizit geht sie hier also davon aus, dass „Mütterlichkeit“ die angemessene Förderung von Kindern bedeutet - sie spricht damit also gezielte Kindererziehung und Entwicklungsförderung an, die man von dem reinen „sich sorgen“ noch einmal differenzieren kann. Daran sieht man aber auch, dass Cornelia ihre Arbeit als „mütterlich“ ansieht, denn sie sieht sich auch selbst in dieser Aufgabe. Es zeigt sich, dass sie im Grunde eine Mutter einen höheren Stellenwert beimessen würde, als einer Frau, die sich für die Karriere entschieden hat:

„I denk ma, das ist vielleicht auch eine falsche Ansicht, aber, wenn ich mich entscheide für a Karriere, dann würd' ich so urteilen und sagen, die hat nix für a Familie übrig – so würd i des glaub i urteilen. Obwohl's vielleicht a falsch ist, weil oft geht's vielleicht nicht anders. Entweder man macht weiter mit da Karriere oder ma ist kündigt oder so. I glaub, des is a eben, aber i glaub, also i würds lieber haben, wenn i da ned, also i möchte auf kann Fall amoi Karriere do aufsteigend, oder Karriere machen ja“(670-675).

Meines Erachtens drückt diese Aussage die widersprüchliche und zwiespältige Situation von Frauen gut aus, denn die bereits geschilderte „doppelte Orientierung“ scheint, zumindest bei Cornelia, von hoher Relevanz zu sein. Diese Aussage stellt dar, dass sie selbst implizit tatsächlich ein „entweder - oder“, also ein Leben für den Beruf oder die Familie annimmt. Interessant ist, dass sie bei einer Frau, die Karriere macht sofort daraus schließen würde, dass diese „nix für eine Familie übrig“ hätte. Fraglich ist, ob sie das bei einem Mann auch so sehen würde? Ich würde mich hier anzunehmen trauen, dass dies nicht der Fall wäre. Sie revidiert ihre Aussage zwar in dem sie betont, dass das „vielleicht auch eine falsche Ansicht“ ist, wenn man sofort dermaßen urteilt, dennoch drückt es ihre spontane Empfindung und ihr spontanes Bild - und ich denke das damit auch eine allgemeine, gesellschaftliche Tendenz angesprochen ist - gut aus. Cornelia scheint sich besonders im zweiten Interview jedoch immer stärker als „moderne Frau“ darstellen zu wollen und zeigt auch, dass sie einsieht, dass es oft vielleicht nicht anders möglich ist für Frauen, aber auch für Männer. Ihre Idealvorstellung wäre deshalb eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Mann und Frau, wobei doch deutlich wird, dass sie den Mann an Sonntagen für familiäre Verpflichtungen einplant und die Frau, in weitaus größerem Ausmaß für den Haushalt verantwortlich macht. Außerdem bekomme ich den Eindruck, dass sie, trotz der Aussage, Mann und Frau sollen sich gleichermaßen um die

Erziehung der Kinder kümmern, den Frauen auch hier eine wichtigere Rolle beimisst. Aus der stets an eine „Weiblichkeit“ gekoppelten „Mütterlichkeit“ sowie der Äußerung: „Wos mocht nu a Frau wos a Mau ned mocht? Bin am überlegen... jo i glaub oba eh Kindererziehung“ (303-304) schließe ich diese Behauptung.

Es zeigt sich, dass Cornelia zwar Respekt gegenüber den Menschen die Karriere machen, insbesondere Frauen, anerkennt, jedoch sieht sie einen noch höheren Respekt vor dem „Mutter-Sein“. In ihrer Aussage kommt zur Geltung, dass Mutter-Sein einfach „mehr“ ist und nicht vergleichbar mit einer anderen Arbeit.

„I glaub, oiso i glaub, jo anerseits, dass die, die Businessfrauen sicher, guat oder guate, guat augsenge Leit sand, dass die sicher an hohen Stellenwert haum, aber dennoch glaub i, dass dann viele wieder sogn na, Mutter-Sein is afoch, jo Mutter - I glaub des Gefühl kann ma dann eh nur nochvoiziagn, wie des wirkli is, wenn ma Kinder hot. I glaub Mutter-Sein is, is mehr jo“ (222-262).

Dies erinnert an die Erhöhung der Mütterlichkeit als „heilige Aufgabe“ wie sie der Leitidee „geistigen Mütterlichkeit“ entspricht. Auch diese Ansicht ist also noch nicht ganz verschwunden – das soll keine Wertung sein. Es ist sicherlich eine Tatsache, dass man das Gefühl erst nachvollziehen kann, wenn man diese Erfahrung selbst gemacht hat und ich möchte auch die Besonderheit die es bedeutet, eine Mutter zu sein, nicht minimieren.

Cornelia erklärt welche Eigenschaften und Voraussetzungen sie als notwendig für die adäquate Ausübung ihres Berufes erachtet:

„Geduld, Ausdauer, ich glaub’ auch Spontaneität. Weil das man oft, dass das oft auch einfach alles ganz anders kommt, Übersicht muss man viel haben und auch, kontaktfreudig, oder einfach gesprächig, dass man mit den Eltern einen Bezug aufbauen kann, dass die eben das Gefühl haben, denen Kindern geht’s gut da“ (249-252).

Der Beruf erfordert also neben Mütterlichkeit, auch kreative und spontane Aspekte. Sie betont außerdem die Kontaktfreudigkeit und Kommunikationsfähigkeit sowie den „Draht zu den Eltern“ der sehr wichtig ist. In der Darstellung der beruflichen Situation wurden auch schon andere Aspekte dargestellt, die zeigen, dass der Beruf der Kindergartenpädagogin selbstverständlich viele andere Qualitäten als ausschließlich „mütterliche“ abverlangt.

„Ma sollte, oiso jetztn vo außen hin des scho ausstrahlen, dass ma sehr liebevoll (macht die Stimme extra sanft) und so is aber wens dann um wos geht, glaub i, san die Kindergärtnerinnen oft scho sehr (macht ein Geräusch mit der Lippe) streng. (Mhm) Glaub i, jo, mhm. Oiso Kindergärtnerinnen untereinander is find i ned so, die Atmosphäre (lachend) ned so entspannend. I woäß ned warum. Aber es is eben oft a jo, wie präsentiere ich

meinen Kindergarten? und meine Gruppe ist die Schönste und die Beste und so - auf des bin i goar ned aus. I denk ma jeder hot sei eigenes Konzept, da gibt's eben a jo, verschiedene Sochn wie a jeder des handhabt (mhm) Aber i glaub, dass dann vüle Kindergärtnerinnen dann doch sehr auf ea Gruppe so, so jo Werbung mochn ned, Werbung mochn ned, oba afoch glauben, dass ea Gruppe die sche, die beste, die schenste oder so is. (mhm) Mhm“ (1116-1126).

Diese Aussage zeigt, dass das Klischeebild der Kindergartenpädagogin sanftmütig, „mütterlich“ und aufopferungsvoll ist, diesem man zumindest „nach außen hin“ entsprechen sollte, wie Cornelia anmerkt. Tatsächlich meint sie aber, sich unter Kindergartenpädagoginnen nicht wohl zu fühlen, weil viel Konkurrenz und Eifersuchtsspiele die Atmosphäre beherrschen.

Als ich Cornelia frage worin sie Gründe für die starke weibliche Überrepräsentanz des Berufs der KindergartenpädagogIn sieht, bezieht sie sich auf das „männliche Klischee“ und zeigt, dass bestehende Rollenbilder hier einflussgebend wirken:

„I glaub, dass waunn Männer die Ausbildung mochn, vo de aundern Männer ihrer Umgebung a bissl so owi gmocht werd'n: ‚Ah du wirst Kindergoarten-Onkel?‘ - dass des a bissl so ins Lächerliche zogn wird oft. A Mau muaß hoit immer stoark sei und gscheite Berufe wie Installateur oder Mechaniker (imitiert so eine gewisse „männliche Stärke“) oder solche Berufe (mhm) glaub, dass des, so a Klischee vo friaher is und, dass die Mauna do jetztn ned so in die Mütterlichkeit verfoin woin oder jo. I glaub des is sicher ana vo die Hauptgründe, dass afoch a Mau, des Klischee vo friaher aufrecht erhoitn muaß (mhm) an stoarken Beruf oder jo sowos“ (2117-2123)

6.1.7 Resumé

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Cornelia in ihrem Beruf ein gewisses Maß an „Mütterlichkeit“ entdeckt, und - nachdem sie zuerst meint, dass sie selbst aufgrund der fehlenden eigenen Kinder - nicht mütterlich wäre, letztendlich doch immer mehr zeigt, dass sie selbst aufgrund des Berufs „mütterliche“ Aspekte in sich trägt. Letztendlich sieht sie auch darin den Grund für die hohe Anzahl an weiblichen Kindergartenpädagoginnen. Sie versteht „Mütterlichkeit“ einerseits als stereotype „weibliche“ Eigenart, andererseits sieht sie darin aber sehr wohl eine Möglichkeit Potenziale auszuleben und nicht zuletzt einen Raum der Macht. Deshalb erkennt sie auch die hohe Bedeutung „mütterlicher“ Qualitäten an und meint diese auch gesellschaftlich wieder zu finden.

Durch die Herausarbeitung der einzelnen Kategorien, im Zuge dieser Interpretation, wird deutlich, dass eine Verflechtung all dieser Aspekte, die man kaum trennen kann, letztendlich als ausschlaggebend für die Berufswahl gelten kann. Die Darstellung der familiären Situation, der persönlichen Zusammenhänge und der Kindheit Cornelias, macht ein wenig nachvollziehbarer, wie sie zu ihren Einstellungen und Sichtweisen kam und welche Umstände ihre persönlichen Zusammenhänge ausmachen. Für die Berufswahl dürfte daher einerseits die eigene Mutter eine wichtige Rolle gespielt haben, andererseits schlagen sich auch das konservative Weltbild, sowie „traditionelle“ Vorstellungen von „Weiblichkeit“ darin nieder. Die Sozialisierung auf dem „Land“ sowie die starke Beziehung zum Großvater, aber möglicherweise auch der fehlende Vater, können als weitere Einflussfaktoren genannt werden – wie in der vorangehenden Interpretation deutlich wurde. Letztendlich spielte sicher auch der Wunsch dem gesellschaftlich erwarteten Bild einer „weiblichen“ Frau zu entsprechen, eine Rolle bei der „Entscheidung“ für den Beruf der Kindergartenpädagogin.

Das Interview mit Cornelia verlief im Großen und Ganzen sehr angenehm und ich hatte den Eindruck, dass es ihr Spaß machte, mit mir über ihr Leben und ihre Einstellungen nachzudenken. Ich bekam das Gefühl, dass sie zwar bestimmte fixe Bilder und Vorstellungen in sich trägt, jedoch auch flexibel und reflektiert im Umgang damit ist.

In der Analyse des Interviews fiel mir auf, dass ich jedes Mal wenn ich das Gefühl bekam, dass es in diesem Moment vielleicht schwierig ist, darüber zu sprechen, oder eine gewisse Öffnung von Cornelia passierte, oder „brisantere“ Inhalte zutage kamen, eine höhere Anzahl an „Hms“ im Sinne des Containings von mir gab.

Zudem fiel mir auf, dass es mir manchmal schwer fiel nachzufragen, wenn ich vermutete, dass sie einen Satz bewusst, kurz dargestellt hatte und nicht „indiskret“ sein wollte.

Insgesamt kamen jedoch m. E. eine interessante und aussagekräftige Erzählung zustande, sodass die subjektive Sichtweise von Cornelia tiefgehend und facettenreich darstellbar wurde.

6.2 Falldarstellung Lena: die „alternative“ Pädagogin

Interview mit Lena¹³ am 13.12.2010

Dauer des Interviews: 01:21:04

Diese Kindergartenpädagogin die ich Lena nennen möchte, ist eine entfernte Bekannte von mir. Als ich sie einmal zufällig traf, sprach ich sie auf ihren Beruf an und fragte sie, ob sie sich prinzipiell für ein Interview für meine Diplomarbeit bereiterklären würde. Sie war offen dafür und positiv gestimmt, weshalb wir unsere Telefonnummern austauschten. Der erste Versuch das Interview durchzuführen, wurde von ihr wegen Krankheit abgesagt. Eine Woche danach führten wir das Interview dann bei ihr zu Hause durch. Sie begrüßte mich freundlich und bot mir Tee an. Ihre Wohnung war nett eingerichtet und teilweise mit verschiedenen Farben ausgemalt. Sie trug eine gemütliche lila Plüschweste sowie eine schwarze Jogginghose und war ungeschminkt. Während des Interviews saßen wir in der Wohnküche und waren ungestört.

Sie sprach sehr ruhig und eher langsam, trotzdem lachte sie oftmals - teilweise vermutlich aus Verlegenheit. Da in der Transkription deutlich wurde, dass sie sehr oft ein Wort lachend aussprach, habe ich diese Wörter der Genauigkeit und der Einfachheit halber immer *kursiv* geschrieben. Auffallend war, dass meist nach einem solchen „gelachten“ Wort ein „hm“ meinerseits folgte. Ich interpretiere das als ein symbolisches „Halten“ und „Auffangen“ der spürbaren Unsicherheit. Lena spricht grundsätzlich meist in „Standardsprache“, manchmal wechselt sie aber unverhofft in den Dialekt. Um diese interessanten Umschwünge nachvollziehbar zu machen, transkribierte ich immer alle Dialektfärbungen.

Während des Interviews kam zur Geltung, dass es ihr ein großes Anliegen war, sich von „normalen“ PädagogInnen abzugrenzen - diesen Aspekt hatte ich vor der Terminvereinbarung wenig beachtet, denn ich dachte, dass es in der Praxis keinen allzu großen Unterschied machen würde, ob man in einem privaten, alternativen Kindergarten, oder in einem öffentlichen arbeitet.

¹³ Alle Namen sind aus Datenschutzgründen verändert

6.2.1 Zur Person

Lena ist zum Zeitpunkt des Interviews 29 Jahre alt und lebt mit einer Freundin in einer Wohnung in einer Kleinstadt in Niederösterreich. Sie arbeitet seit fünf Jahren in einer alternativen Kindergruppe, in welcher sie die einzige Betreuerin mit einer Ausbildung zur Kindergartenpädagogin ist. Seit einem halben Jahr ist sie in einer festen Beziehung, wobei sie davor siebeneinhalb Jahre lang in einer anderen Beziehung war.

Sie wurde in einer Großstadt geboren, lebte jedoch bis sie 11 Jahre alt war, gemeinsam mit ihrem zwei Jahre älteren Bruder und ihren Eltern in einer ländlichen Gegend, in einem alternativen Wohnprojekt. Nachdem sich ihre Eltern in diesem Alter trennten, fanden einige Umzüge statt. Lena ging nach der Volksschule eine private Alternativschule, die als Hauptschule anerkannt ist. Danach besuchte sie die fünfjährige Bundes-Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik und arbeitete eine Zeit lang als Flying Nanny, sowie als Betreuerin in einer privaten Kindergartengruppe. Nach einer kurzen Zeit der Arbeitslosigkeit, begann sie vor ca. 5 Jahren in jener Kindergruppe, in der sie bis heute tätig ist, zu arbeiten.

6.2.2 Berufliche Situation – die „alternative“ Kindergruppe

In der alternativen Kindergruppe, in einem Ort in NÖ, arbeiten außer Lena noch zwei Kolleginnen, wobei eine davon ihre eigene Mutter ist. Ihre Mutter ist ausgebildete Vorschullehrerin, arbeitete danach als Religionslehrern und ist seit 10 Jahren in dieser Kindergruppe beschäftigt. Lena beschreibt die Arbeitssituation folgendermaßen:

„Ahm, wir sind eben drei Betreuerinnen und i bin die einzige Kindergärtnerin, also eine Kindergärtnerin braucht ma eben, dass, dass ma eben ein Kindergarten is (lacht ein wenig) und ahm ja, aber wir sind, haben aber alle den gleichen Stellenwert und, uund einfach jeder hat verschiedene Ausbildungen, also die Gudrun ist auch Lehrerin [...] meine Mama, und die ah Beatrice, die is in die Kunstschule gangen, i waß jetzt ned genau“ (60-64).

Die pädagogischen Grundlinien dieser Kindergruppe lehnen sich unter anderem an Maria Montessori und Rebeca Wild an. Was genau daran als „alternativ“ bezeichnet wird, sollte in folgender Erzählung ersichtlich werden:

„Also wir nennen uns eigentlich Betreuerinnen (mhm) und wir sind einfach da, um die Kinder zu begleiten und machen auch Angebote und nicht so wie in anderen Kindergärten so Aktivitäten (mhm) und in den Kindergärten

gibt's ja auch verschiedene Modelle, [...] aber meistens is schon so, dass die Kinder dann eben ausg'sucht werden in Kleingruppen und die müssen das dann mitmachen oder so, oder. Also, dass' nicht so g'fragt werden, ob's das machen wollen oder nicht sondern, es wird einfach g'macht. Und bei uns mach ma halt einfach Angebote und sie können freiwillig mitmachen, wenn's wollen und da mach ma eben ahm, Musik-Angebote, [...] wir wechseln immer so im Rad, jeder hat immer zwei Bereiche, also unten gibt's eben Bastelraum und Küche, da mach' ma dann das Bastelangebot und die Obstjause (mhm) und oben ist dann ahm da is so, Musikbereich, Lesecke, Bauecke und der Lernbereich also so mit Montessori, ah Materialien so zum Schreiben, Rechnen und Lesen und so“ (75-90).

Diese Erzählung lässt ein Bild von Lenas beruflichem Alltag erscheinen und zeigt die Besonderheit des „Alternativen“ auf. Den Begriff „alternativ“ möchte ich unter Anführungszeichen setzen, weil „alternativ“ immer in einem Gegensatz zu einer „Norm“ steht, die jedoch nicht als einheitliches Fixum gegeben ist, und „alternativ“ nicht nur deshalb viele verschiedene Bedeutungen haben kann. Lena scheint, wie bereits erwähnt, sehr darauf bedacht zu sein, diese Besonderheit zu beschreiben. Sie scheint sich damit von konventionellen, „normalen“ Kindergärten abgrenzen zu wollen. Dadurch, dass Lena selbst in einer alternativen Schule sozialisiert worden ist und mit ihrer Familie in einem Wohnprojekt das ebenso „alternative“ Grundsätze aufweist, aufwuchs, bekomme ich den Eindruck, dass sie sich in diesen Kreisen besonders wohl fühlt.

Lena erzählt ein Beispiel des Berufsalltags, in welchem, der interessante Umgang mit Konflikten, wie er offenbar in der Kindergruppe gehandhabt wird, zur Geltung kommt:

„Aber meistens mach ma's auch so, dass ma dann wiederholen was jedes Kind will. Also dass ich sag: ‚aha du willst jetzt den Hammer und du willst auch den Hammer und wie könnt ma das jetzt lösen?‘ und dann finden's meistens eh schon selber eine Lösung (mhm) oder wir machen so, [...] wenn ich merk', [...] dass jetzt ein neues Kind dabei ist, oder ein sehr junges, dann unterstütz ich schon das schwächere Kind, aber, wir schauen eher, dass ma uns da raus halten und und und sie nur so unterstützen in dem ma's wiederholen (mhm) und meistens finden's dann recht tolle Lösungen auf die ma selber gar ned drauf kommen würd oder so (mhm) recht kreativ auch ja“ (106-113).

Lena scheint ein großes Vertrauen in die Kompetenzen und Lösungsvorschläge der Kinder zu haben. Ebenso betont sie, dass diese oft „recht kreativ“ sind, sodass ich den Eindruck bekommen, dass diesem Rahmen viel Wert auf die Möglichkeit zur Auslebung der Kreativität gelegt wird. Lena erzählt, dass sie sehr zufrieden mit ihrem Beruf ist und, dass sie sich in dieser alternativen Gruppe viel wohler fühlt, als in anderen Gruppen, die sie während ihrer Ausbildungszeit kennenlernte. Ein großer Unterschied ist sicherlich, dass sie in dieser Kindergruppe weniger stark eine Autorität darstellt und weniger Zwang auf die Kinder

ausüben muss, denn sie muss sie nicht dazu bringen bestimmte Vorschulleistungen zu erbringen. Sie muss auch keine gemeinsam stattgefundenen, strukturierten Aktivitäten vorweisen. Man könnte interpretieren, dass Lena Schwierigkeiten hat, eine Autorität darzustellen. An anderer Stelle im Gespräch wird dies deutlicher: Lena spricht von einer ihr manchmal fehlenden „Klarheit“, im Sinne einer klaren Durchsetzung von Grenzen, gegenüber den Kindern:

„Auch so mit der Klarheit so bei den Kindern, da hab ich schon auch lang braucht, bis ich selber genug Klarheit kriegt hab bei den Kindern so beim Grenzen setzen oder so, dass dann wirklich bald auch reagieren und was anders machen (mhm), wenn ich irgendwie sag, ich hätt das gern anders oder so..Obwohl, man muss ihnen auch immer wieder Zeit lassen. Aber früher hab ich da oft nicht so Klarheit g’habt oder sie haben ma oft am Popo g’haut und ich wollt das nicht oder so und hab’s aber noch nicht so rüber bringen können und jetzt mach ich’s schon den Kindern klarer so“ (930-936).

Dieses Beispiel zeigt, wie schwierig es für Lena offenbar war, von den Kindern als Respektperson bzw. als Autorität angesehen zu werden. Diese persönliche Erfahrung zeigt, dass sie ihre Machtposition gegenüber den Kindern gerne stärker ausleben würde. Auf der anderen Seite spricht sich Lena jedoch oftmals gegen Vorstellungen von Hierarchien oder unterschiedlich mächtigen Positionen aus. Sie kritisiert an den „konventionellen“ Kindergärten, dass oftmals eine Hierarchie zwischen den PädagogInnen bestehe, oder, dass die PädagogInnen, die Kinder „von oben herab“ behandelten.

Insgesamt scheint Lena dennoch der Meinung zu sein, ihren Beruf kompetent auszuüben. Sie kann daraus eine gewisse Befriedigung erzielen, wie aus folgender Aussage ersichtlich wird:

„Es liegt ma sehr mit die Kinder umgehen und dass ich da sehr an natürlichen Zugang hab an, [...] nicht so gekünstelt oder so“ (247-248).

Sie beschreibt, dass sie durch den Beruf oftmals kindliche Verhaltensweisen annehmen konnte und sich zum Beispiel stärker über Kleinigkeiten freute. Offenbar erlebte sie diesen Aspekt als sehr positiv:

„Dass ich halt, und, und irgendwie so, so viel von den Kindern annehm’ also das war früher auch noch stärker, dass ich dann irgendwie auch so, so dieses Ehrliche und Offene mehr leben hab können, so wie die Kinder, oder sich für Kleinigkeiten begeistern oder so. Und, und auch so des Spielerische und so, dass ich dann oft noch so herumhupft bin (lachend) *wie ein Kind* (mhm) oder weiß ich nicht..Ja und auch jetzt merk ich’s immer noch, dass’s mich sehr ansteckt, aber es is schon weniger worden.“ (247-254)

Es scheint so, als ob sich Lena stärker als Spielgefährtin wahrnimmt, denn als Betreuerin, wenn sie sich so sehr mit den Kindern identifiziert und gleichzeitig kaum Autorität einnehmen kann oder möchte. Auch wenn sie beschreibt, dass sie jetzt in ihrer Arbeit stärker den Bereich der Verantwortung wahrnimmt, so sieht sie immer noch ein wenig „Kind“ in sich selbst. In der Interpretation zur Berufsmotivation soll noch näher auf diese These eingegangen werden.

Lena beschreibt in folgender Aussage jene Momente und Gegebenheiten im Beruf sind, die ihr besonders gefallen bzw. ihr das Gefühl geben am richtigen Ort zu sein, sehr trefflich:

„Wenn die Kinder ein Problem haben miteinander oder so und und ich kann sie dabei begleiten das Problem zu lösen oder so oder ahm, wenn ich seh, wie viel Freude, dass‘ im Kindergarten haben oder ja wie gerns hergehen, oder ja also irgendwie, wenn ich halt das G‘fühl hab, jetzt hab ich’s so richtig gut begleitet und und ahm...ja wenn ich so die Ziele erreich‘ auch, die ich ma vorgnommen hab oder so und meine Ziele sind halt eben, dass ich’s begleitet selbständig zu sein und dass‘ glücklich sind und (mhm) ja und sicher können’s nicht immer nur glücklich *sein, is eh klar*. [...] Aber, ich merk schon, dass halt die meisten Kinder schon sehr gern hergehen und dann auch immer wieder sehr viel Spaß miteinander haben oder auch wenn’s Spaß mit mir haben oder, wenn ma an schönen Ausflug g‘habt haben, oder einfach irgendein schönes gemeinsames Erlebnis, das gibt ma dann schon sehr viel ja“ (320-330).

Lena fühlt sich also durch die Freude der Kinder bestätigt und erkennt hier offenbar auch einen tieferen Sinn ihrer Arbeit.

6.2.3 Familiäre Situation

Lenas Kindheit scheint stark durch das Aufwachsen in dem bereits erwähnten „alternativen Wohnprojekt“ geprägt zu sein. Dieses Wohnprojekt ermöglichte es Lena offenbar eine sehr freie und spielreiche Kindheit zu genießen. Sie erzählt mit Begeisterung von den Abenteuern und Erfahrungen, die sie mit ihrem Bruder und den Nachbarskindern erlebte. Sie meint, dass sie oft ohne erwachsene Begleitung waren und viele Dinge, so wie auch „Blödsinn“ gemacht hätten:

„wo einfach ein Erwachsener der daneben stehen würd‘ halt, schon eingreifen würd‘ oder sagen ma das is g‘fährlich, und uns is aber meistens nix passiert - also nix Schlimmes“ (597-599).

Folgende Aussage unterstreicht die offenbar positiv bewertete Kindheit und gibt Beispiele für schöne Erlebnisse:

„Also halt so Eislaufen an der T. (Fluss) oder, also so so wirklich ich hab halt noch so die Kindheit g’habt, hab ich das Gefühl so, wie’s jetzt viele Kinder gar nimma so die Möglichkeit ham, dass ma eben viel alleine draußen waren und im Mühlbach g’schwommen sind (lacht) [...] bei so einer [...] Anhöhe, [...] da hamma auch oft g’spielt und halt eben mit die Rodeln in ganzen Wald runtergrast sind (lacht) (*lachend mhm*) zwischen die Bäume durch und - also viele Sachen [...] und ham einfach a schöne Kindheit g’habt“ (591-600).

Wenn Lena über diese Ereignisse ihrer Kindheit spricht, gelangt sie in ein gewisses Schwärmen. Offenbar ist sie dankbar, dass sie die Möglichkeit hatte, ihre Kindheit in dieser Art und Weise auszuleben. Das Wohnprojekt bot offensichtlich einen wertvollen Rahmen für diesen engen Bezug zu den Nachbarskindern und zur Natur. Mit dem Ziel gemeinschaftlich, familienfreundlich und ökologisch zu leben gründeten 6 Familien ein Wohnprojekt, den R.:

„Ja also das is eben ein Wohnprojekt gewesen also der R. von sechs Familien, die a, die ah die innerhalb von, ah, also wir ham so an Hof gemeinsam g’habt, jeder hat seinen eigenen Garten g’habt und so a eigenes Haus, aber es waren keine Zäune dazwischen und wir ham halt gemeinsam den Hof g’habt und ein gemeinsames Waldstück noch dabei, uund ahm ja unsere Eltern wollten einfach an Lebensraum für sie und uns schaffen, so an gemeinsamen Lebensraum, ahm ja und es hat auch am Anfang viele Feste geben und viel Gemeinsames einfach auch mit den Erwachsenen und Kindern und oder nur die Erwachsenen untereinander oder nur die Kinder untereinander, also in allen unterschiedlichen Formen.“ (624-631)

Diese Beschreibungen erzeugen ein relativ klares Bild von Lenas Umgebung ihrer Kindheit, und zeigen, dass sie gerne und viel mit anderen Kindern gespielt hat.

Ihr Bruder – der „Revoluzzer“

Lena erwähnt im Zuge ihrer Kindheitsbeschreibungen, zwar öfter ihren Bruder, der wohl bei den gemeinsamen Spielen dabei war, jedoch geht sie nicht näher darauf ein. Als ich sie frage, wie ihr heutiges Verhältnis ist, wird deutlich, dass dieses ein zwiespältiges ist:

„Wir habm, ja zeitweise recht viel miteinander g’macht, dann wieder eher so mit die andern Nachbarn und Freunde uund ahm .. ja ham schon oft sehr viel g’stritten auch miteinander, ham aber schon immer eine sehr enge Verbindung auch ghabt und jetzt seh ma uns zwar nicht so oft, aber es is noch immer viel Nähe da und wenn einer vom anderen Unterstützung oder Hilfe braucht oder so, is der andere einfach voll da. Und es gibt

auch einige Sachen, was mich jetzt schon irgendwie aufregen von seiner Ansicht her oder wo ma einfach Meinungsunterschiede haben oder so“ (660-666).

Als ich hier nachfrage, blockt sie ab. Offensichtlich sind hier unangenehme Inhalte versteckt, die sie nicht nennen möchte:

„(lacht) ja also verschiedene Sachen halt, mag ich jetzt nicht so genauer drauf eingehen. Aber..ja auch zum Beispiel, dass er dann immer Recht haben muss und das letzte Wort haben muss und ich bin irgendwie genauso und da schaukeln ma uns dann oft so hoch irgendwie so (mhm) und beide könn ma auch sehr stur sein, *dann zeitweise* also in unserer Beziehung miteinander irgendwie ja (leichtes Lachen)“ (670-674).

Dies deutet darauf hin, dass sie einerseits kein schlechtes Licht auf ihren Bruder werfen möchte, andererseits könnte es auch sein, dass hier schmerzhaft Erinnerungen für sie darunter liegen, die sie in diesem Moment nicht mit mir teilen möchte. Das Lachen in der Aussage zeigt, dass Lena die Situation abschwächen möchte. Möglicherweise kann sie die Situation nicht ernst nehmen, denn es wäre zu schmerzhaft den Ernst der Lage zu sehen. Im weiteren Gespräch über die Scheidung der Eltern kommt zur Geltung, dass Lena das Gefühl hatte, ihre Mutter während dieser schwierigen Phase unterstützen zu müssen, während ihr Bruder im Haushalt wenig mithalf und Grenzen herausforderte. Für Lena wurde er damit als „zusätzliche Last“ für ihre Mutter wahrgenommen, wie aus den Erzählungen hervorgeht:

„Und auch so im Haushalt oder so, war halt der L. (Bruder) immer der, der eher so der Revoluzzer war und eher nicht so mitg’holfen hat und ich hab dann halt schon eher dacht, na sonst muss die Mama alles alleine machen“ (907-909).

„Als Kind war schon so, dass‘ ihr (der Mutter) dann halt auch oft, halt viel war, also es war einfach halt nicht leicht, die Trennung vom Papa und so und und auch ahm min L. (ihr Bruder) der hat halt auch immer wieder viel die Grenzen herauf, (lacht) herausg’fordert und so“ (727-729).

Aus Lenas Äußerungen lässt sich schwer ein klares Bild von ihrem Bruder ausmachen. Sie deutet Manches nur an, sodass insgesamt ein eher diffuses Bild entsteht. Damit kann es ihr gelingen sich oder ihren Bruder nicht angreifbar zu machen. Was genau hat sie an ihm gestört? Inwiefern hat er „Grenzen herausgefordert“ – Lena lässt hier einige Fragen offen. Sie erzählt aber, dass sich ihre Eltern getrennt haben und man kann vermuten, dass diese Zeit für alle Beteiligten eine schwierige war, denn auch Schwester und Bruder wurden voneinander getrennt.

Scheidung der Eltern

Als Lena 11 Jahre alt war trennten sich ihre Eltern. Danach zog ihr Vater aus dem Haus im Wohnprojekt aus und besuchte sie und ihren Bruder nur noch alle zwei Wochen. Als Trennungs- (bzw. Scheidungsgrund) nennt Lena, dass ihr Vater ihre Mutter betrogen hatte. Nach einiger Zeit zogen Lena und ihre Mutter aus dem Haus aus, Lenas Bruder blieb jedoch und der Vater zog zu ihm. Lena erzählt wie sie die Situation empfunden hat:

„Ja also war schon sehr schwer halt, aber ... ja es war jetzt auch nicht der Weltuntergang also wir ham uns dann eh einfach halt, auch wieder zurechtg'funden und halt einfach ja an die Situation g'wöhnt aber am Anfang war's schon schwer und er is ma schon oft abgegangen der Papa halt auch a ja“ (827-830).

Sie erzählt, dass es sehr schwer war, aber gleichzeitig möchte sie auch nicht darauf herumhacken und sich selbst bemitleiden, weshalb sie sofort anschließt, dass es kein „Weltuntergang“ war und, dass sie sich dann wieder zurechtgefunden haben. Die Aussage lässt eine tiefer liegende Enttäuschung vermuten, die Lena jedoch nicht zulassen möchte, weshalb sie die Situation relativiert. Auch in der folgenden Erzählung kommt diese Einstellung, nämlich, dass es insgesamt „nicht so schlimm“ war zur Geltung. Lena beschreibt ihre subjektiv empfundene Situation trotzdem authentisch und gut nachvollziehbar:

„Ahm da war's oft so dann, durch, durch die Trennung oder auch wo die Eltern schon paar Mal g'stritten ham und wo ich halt g'merkt hab, es passt nicht so, hab ich mich so oft für alles verantwortlich g'fühlt. Also das is hab ich auch mitkriegt bei einigen Trennungskindern so, dass sie sich dann irgendwie auch verantwortlich fühlen für alles, also (mhm) erstens hab ich auch oft, hat schon die Mama auch oft g'weint eben damals in der Trennungszeit und so und da hab ich dann oft auch Schuldgefühle g'habt oder ma dacht, ja jetzt weint's, weil das und das war und dann hat's ma aber eh immer g'sagt, na sie weint einfach, weil's grad nicht so leicht is und so und das ich nix damit zu tun hab (mhm) und ich hab das voll oft braucht, dass ma die Eltern immer wieder sagen, so nein ich bin dafür jetzt ned zuständig, oder so, das machen sie irgendwie und aber durch diese schwierige Zeit da mit der Trennung und so is halt auch so, oft gwordn, dass ich mich halt dann irgendwie so verantwortlich fühl und so“ (890-901).

Offenbar hat sich Lena, wie dies oft der Fall ist bei Scheidungskindern, schuldig gefühlt. Sie musste versuchen ihre Mutter zu unterstützen, weil sie den Eindruck hatte, diese wäre zu „zerstreut“ oder „erschöpft“, sodass sie aus ihrer kindlichen Rolle in eine mütterliche schlüpfte. Nachdem auch ihr Bruder, der ja älter ist, sich nicht verantwortlich fühlte, fühlte sich Lena offenbar in der Rolle derjenigen, die alles ausgleichen musste, bzw. für alles

verantwortlich war. Darüber reflektiert sie und meint, dass ihre Eltern ihr immer wieder sagen mussten, dass das nicht ihre Schuld war.

„Ja so also es war jetzt nicht so, dass ich so viele Aufgaben g’habt hätt oder so viel Verantwortung, aber ich hab’s irgendwie übernommen und irgendwie hab ich dann schon auch was mittragen einfach (mhm) ja. [...] aber, hab ma jetzt auch kan Haxen ausgrissen oder (lachend) *ich war scho nu* genug Kind und so“ (905-911).

Wiederum beschwichtigt Lena die Situation, nachdem sie doch zugab, dass es schwierig war. Durch Rationalisierungsprozesse und Verständnis für ihre Eltern, hat sie das Bedürfnis darzulegen, dass sie nicht darunter gelitten hat. Als sie, wiederum lachend, sagt, „*ich war scho nu* genug Kind“ bekomme ich den Eindruck, dass sie das Gefühl hat, dies sagen zu müssen, denn sonst würde sie Defizite zugeben und diese würden sich möglicherweise auch auf ihren Beruf auswirken.

Innerhalb der Familie hat Lena offenbar, besonders durch die Phase der Scheidung, eine verantwortungsvolle, erwachsene Rolle übernommen.

Lenas Mutter

Lena beschreibt ihre Mutter als Mensch mit verschiedenen Seiten und lässt doch ein insgesamt positives Bild entstehen. Sie beschreibt sie als fröhlich und lustig, manchmal aber auch ruhig. Insgesamt scheint ihre Mutter Geborgenheit und Wärme für Lena ausgestrahlt zu haben. Sie war, wie Lena erzählt ein „mütterlicher „Typ“. Auch die häuslichen Arbeiten und das Schaffen einer gemütlichen Umgebung zählt Lena, als typisch für ihre Mutter auf. Verständlicherweise tut sich Lena leichter, die positiven Seiten zu beschreiben und deutet nur an, dass es auch andere Seiten gab, denn sie möchte kein schlechtes Licht auf sie werfen:

„Ja also ich würd’ schon sagen, sehr, sehr fröhlich und lustig immer wieder und dann halt schon - wo ich schon merk irgendwie, ah, ... dass, also, dann halt auch wieder so dieses Ruhigere und schon auch manchmal, dass‘ ihr sch...na das (sie möchte irgendwas doch nicht sagen) (lacht) (wieder in einem anderen Stimnton) Ja also sie hat beide Seiten (also) Also so dieses Fröhliche, Lustige, Energievolle, und dann eher so dieses Ruhige und wo sich’s auch entspannt oder so (679-684).

Offenbar möchte Lena etwas nicht erzählen, sie beginnt mit „dass es ihr sch..“ möglicherweise meinte sie, dass es ihr aber manchmal auch schlecht ging. Dies könnte man aus den Erzählungen zum Thema Scheidung schließen, denn an dieser Stelle sagt Lena offen,

dass ihre Mutter manchmal weinte und sie nicht so recht damit umgehen konnte. Wiederum kann kein klares Bild festgemacht werden – welche Seite war nun tatsächlich diese die für Lena überwogen hatte? Eher die „ruhige“ oder die „fröhliche, lustige“. In der Erzählung wird deutlich, dass Lena gerne mit den positiven Dingen beginnt und sich schwer tut Negatives anzusprechen. Positive Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse mit der Mutter schildert Lena folgendermaßen:

„Und wir haben auch öfters gemeinsam kocht und sie hat ma so, so so wie’s früher halt auch öfters war, dass die Mütter den Töchtern halt so dieses, dieses Häusliche und das Kochen und alles (lachend) *die Koch-* die Fertigkeiten im Haushalt so weiter geben, so war das schon bei uns auch, dass sie mir bestimmte Sachen g’lernt hat, so Marmelade einkochen und so und einfach so das weitergeben oder auch von ihrer Mama erzählt, was sie ihr irgendwie zeigt hat oder so und (mhm) - das hat ma schon auch, also das bedeutet ma schon auch viel irgendwie so, das ist irgendwie auch super dann so für später so, wenn ma dann a eigenes zu Hause hat so, dass ma die Sachen dann einfach schon kann und nicht irgendwie. Aber es war teils teils, also Einiges hab ich ma auch (lachend) *selber erlernen müssen* oder so aber (mhm) ja. Aber die Zeit hab ich dann auch immer sehr mit ihr genossen so, gemeinsam irgendwas machen oder so“ (692-702).

Aus dieser Aussage möchte ich schließen, dass Lenas Mutter zumindest teilweise dem bereits beschriebenen traditionellen „Weiblichkeitsbild“ entspricht und dies ihrer Tochter bewusst und unbewusst vermittelt hat. Neben dem bewussten Vermitteln von Haushaltstätigkeiten, welches Lena offenbar genossen hat, hat sie ihr sicherlich auch andere Wesenszüge vermittelt, mit denen sich Lena identifiziert hat. Charakteristisch für Lena ist meines Erachtens, dass sie meist bei Erzählungen nicht nur eine Seite stehen lassen möchte, sondern meistens auch ein „andererseits“ oder wie in diesem Beispiel „Aber ich hab ma auch viel selber erlernen müssen“ hinzufügt. Als ich Lena noch frage, ob sie mir jeweils drei positive und drei negative Eigenschaften ihrer Mutter erläutern kann, fühlt sie sich jedoch stärker dazu legitimiert auch Dinge anzusprechen, die ihr weniger gefallen haben, jedoch nicht ohne auch zuerst noch einmal die positiven Seiten darzulegen:

„Ahm ahso,...des Fröhliche und dieses Warme und und Liebevoll und Herzliche sind eben so die Vor-, ja die die positiven Seiten so (mhm) und ja das was für mich dann manchmal bissl schwer oder so, als Kind war schon so, dass ihr dann halt auch oft, halt viel war, also es war einfach halt nicht leicht, die Trennung vom Papa und so [...] und ihr dann halt auch oft viel wordn und des war halt für mich dann nicht so leicht so zu sehen so, dass ihr einfach viel is, oder, dass jetzt bissl zerstreut is oder einfach erschöpft oder so, das hab..ich nie so gut ausghalten (mhm) und auch jetzt wenn ich merk so, ihr geht’s nicht so gut oder so, dann ja (lacht leicht) (mhm) - dann fällt’s ma nicht so leicht (mhm), aber es is jetzt eh ned so oft oder so, aber wir ham einfach a a enge Verbindung und ja.. Oder auch, dass’ sich dann halt manchmal ahm schon recht geärgert hat oder so und dann lauter worden is oder so und das waren halt Sachen die ich nicht so mögen hab (lacht leicht) *aber is eh klar*.

(wieder andere festere Stimme) Aber ich hab's auch meistens verstanden, also es war auch nie ohne Grund oder so (mhm), dass sie sich geärgert hat oder so aber ja, das hab ich nicht so mögen“ (725-739).

Hier wird noch einmal erkennbar, dass die Trennung einen großen Einschnitt in Lenas Leben bedeutet haben muss, und, dass es ihrer Mutter verständlicherweise nicht gut ging. Es entsteht ein Bild, wo man gut erkennen kann, welche Rolle und Bedeutung Lena zukam: Sie spricht einerseits, davon, dass sie es schwer aushält, wenn es ihrer Mutter schlecht geht, andererseits fügt sie aber auch gleich hinzu, dass das „ned so oft is“, interessanterweise wird diese Passage im Dialekt gesprochen. Es ist mir nicht ganz klar, welche Bedeutung es für sie hat, wenn sie plötzlich in den Dialekt umschwenkt bzw. inwiefern für sie ein Unterschied zwischen Dialekt und Standardsprache besteht. Generell ist der Dialekt meist die Form der Sprache, die „näher bei den Gefühlen“ liegt, denn er ist unvermittelter, direkter und weniger bewusst gesteuert.

Insgesamt scheint sie sehr viel Verständnis für ihre Mutter zu haben und eine starke Identifizierung mit ihr aufzuweisen. Mutter und Tochter haben offenbar eine gute und enge Beziehung, es scheint so, als ob Lena eine beschützende Rolle für ihre Mutter übernommen hat. Vielleicht stört es sie auch deshalb manchmal ein bisschen, wenn ihre Mutter zu sehr „Mutter“ ist:

„Und, und was, was mich auch manchmal stört aber, was ich auch voll lieb find und gut verstehen kann is, eben so, dass dann manchmal so, bissl so, fast zu sehr Mutter is. Also jetzt bin ich 29 und sie sagt ma dann halt noch wie ich irgendwie von der Autobahn dort und dort hin komm oder so und ich weiß das eh schon, bin da eh schon oft gnuu gefahrn oder halt so bestimmte Sachen wo's dann zu viel Mutter is, was gar nimma sein brauchat aber das geht glaub ich eh vielen so, (lachend) *auch so*, wo's dann so zu sehr Kluge is oder *so*“ (739-745).

Wiederum findet Lena diesen Zug einerseits „voll lieb“, andererseits empfindet sie es aber auch als störend. Lena erzählt im weiteren Gespräch, dass die Mutter ihrer Mutter, also ihre Großmutter, ein halbes Jahr nach Lenas Geburt an Brustkrebs verstarb. Es ist anzunehmen, dass Lenas Mutter also in der ersten Zeit mit Lena als Säugling eine schwierige, traurige Zeit hatte. Möglicherweise ist auch schon zu dieser Zeit ein Grundstein für das Bedürfnis von Lena, ihre Mutter „aufheitern“ zu müssen, gelegt worden. Lena kritisiert an ihrer Mutter, dass sie oftmals „zu wenig klar“ gewesen ist, sie spricht damit wiederum das klare Setzen von Regeln und Grenzen an. Folgendermaßen erzählt sie davon:

„Da hab ich ma immer so bei der Mama auch dacht, sie könnt irgendwie bissl klarer sein oder so und jetzt hab ich eben g'merkt so, dass das wirklich nicht so *leicht is* oder so oder auch mir halt auch dadurch schwerer fällt vielleicht - also andern fallts vielleicht dann auch leichter oder so“ (936-939).

Auch hier zeigt Lena viel Verständnis für die Seite ihrer Mutter und sieht im Fehlen von „Klarheit“ wie sie es nennt, den Grund für ihre eigenen Probleme damit, die sie sehr selbstkritisch bedenkt. Implizit macht sie ihrer Mutter damit jedoch einen Vorwurf.

Eine Ähnlichkeit zu Cornelias Falldarstellung kommt in der folgenden Aussage zur Geltung, wo Lena meint, ihre Mutter habe besonders nach der Trennung, oftmals auch den „Papa-Part“ übernommen:

„Ja also es war eher immer so, dass der Papa eher so, so der, na waß i ned, der, eher so war der ned so, also die Mama hat eher oft auch so an Männerpart übernommen so mit Regeln setzen und Grenzen setzen und so. Da war eher sie mehr dahinter und grad wie ma dann, ah, wie die Trennung dann war zwischen den Eltern hat's dann noch mehr den Papa-Part auch übernommen, weil der Papa hat uns dann eher nur so alle zwei Wochen halt was mit uns g'macht oder so und a Zeit lang eben und ja da war's dann Mama und Papa **auch irgendwie** ja (mhm) also *bissl halt so*“ (711-717).

Es entsteht ein Widerspruch zwischen dem Vorwurf an die Mutter zu wenig klar gewesen zu sein und dennoch auch, dass sie eben genau diese „Klarheit“ die, wie Lena meint, nicht ihre Aufgabe gewesen wäre, versucht hat zu übernehmen. Wiederum wird nicht ganz klar, wie Lena die Situation tatsächlich einschätzt. Die Art und Weise wie Lena diese Aussage erzählt, lässt widersprüchliche Gefühle vermuten. Es scheint für sie schwierig zu sein klare, ganze und vor allem eindeutige Sätze zu formulieren.

Man kann erkennen, dass Lena im Grunde eine klare Vorstellung von einem „Männerpart“ hat, denn sie geht implizit davon aus, dass „Regeln setzen“ und „Grenzen setzen“ in diesen Bereich fällt. Möglicherweise kann man hier eine gewisse Enttäuschung gegenüber dem Vater hineininterpretieren – man könnte einen Vorwurf erkennen, dass er seinen „Vaterpflichten“ nicht ausreichend nachgekommen ist und nach der Scheidung nur noch ein zweiwöchentlicher Kontakt bestand.

Vater

In der Beschreibung von Lenas Vater, entsteht ebenso ein facettenreiches Bild. Sie beginnt damit die positiven Seiten hervorzuheben und erzählt:

„Ja, also er hat auch so, so sehr viele so fröhliche und liebevolle Seiten und er war immer sehr, schon hat uns auch, ah immer wieder einfach sehr durchblicken lassen, uns sehr gern hat und sehr liebt und (mhm) aahm ja .. hat aber erst mit der Zeit irgendwie so g'schafft so, weil er einfach auch so seine eigene G'schichte mit seiner

Mutter g'habt hat und sein' Papa, dass eeer mehr auf uns zugeht oder so. Also jetzt hamma a sehr a gute Beziehung aber a Zeit lang war ned so viel Nähe da oder so. (785-790)“

Interessanterweise steckt ein Widerspruch in der Erzählung, denn offenbar hat er es in der Kindheit nicht so sehr geschafft, den Kindern zu zeigen, dass er diese liebt bzw. war „nicht so viel Nähe“ da. Meines Erachtens kommt hier wiederum der Erzählstil und die Art und Weise die Dinge zu sehen und zu beschreiben, die Lena hat, zur Geltung. Sie betont zuerst die positiven Seiten und erst dann bekommt man den Eindruck, dass es möglicherweise aber genau davon ein wenig gefehlt hat. Die Wörter die sie wählt zeigen, dass Lena sich nicht sicher ist, wie sie die Situation darstellen soll. Sie beginnt mit „...und er war immer sehr“, dann wird das ein wenig abgeschwächt durch, „schon hat uns auch“, dann kommt „immer wieder“ und erst im letzten Teil, gesteht sie, dass er ihnen zwar zeigt, dass er sie liebt, aber dies offenbar „erst mit der Zeit irgendwie so g'schafft hat“. In der weiteren Erzählung wird deutlich, dass die Mutter ihres Vaters depressiv war, und der Vater ihres Vaters schon früh an einem Herzinfarkt starb, weshalb Lenas Vater „auch dann ein Packerl zum tragen ghabt [hat] irgendwie“ (878-879).

Wiederum wird deutlich, dass Lena für die Situation ihres Vaters Verständnis und sehr viel Einfühlungsvermögen aufbringt. Sie weiß es offenbar zu schätzen, dass dieser sich jetzt sehr um eine gute Beziehung bemüht und meint, dass dieser Wesenszug jetzt sogar ein wenig zu viel ausgeprägt sei:

„Ja dass er sich halt manchmal fast zu viel verantwortlich fühlt oder so noch (mhm), aber das is glaub ich einfach, weil weil er von früher auch einiges nachholen will (mhm). Uuund es is einfach so, dass ma total gut reden können, also eh, ich kann mit beiden gut reden mit der Mama und mim Papa und es is eher auch so freundschaftlich auch sehr also ja“ (804-807).

Möglicherweise kommt Lena nicht damit zurecht, dass sich ihr Vater jetzt, wo sie schon erwachsen ist, „verantwortlich fühlt“ bzw. erst jetzt zeigen kann, dass er für sie und ihren Bruder da ist. Die Enttäuschung, dass er offenbar als Kind teilweise zu wenig da war, kommt hier zur Geltung - auch wenn Lena, rational betrachtet, Verständnis aufbringt und sich zumindest nach außen hin über dieses Interesse des Vaters freut, könnte die dahinterliegende Enttäuschung größer sein.

Lena beschreibt ihren Vater als sozial veranlagten, tatkräftigen Mann, der trotz der Pension noch immer, als Sachwalter arbeitet.

„Also tut ständig was im Haus und und arbeitet viel und is auch sehr zielstrebig und sehr wissensbegierig und so und schon die Mama auch eher so, so wissensbegierig, aber er is noch mehr, dass er so von der Allgemeinbildung her und so sehr, sehr viel aufgeschnappt hat, und er hat aber nie Matura gmacht oder so, er hat als Lehre bei seinem Papa in einer Stofffirma anfangen und uuund hat dann mit der Zeit, war dann Pastoralassistent und dann is er eben dann später Sachwalter wordn und hat da eben Zusatzausbildungen gmacht und so und hat sich eben viel Wissen halt selber angeeignet einfach ja“ (793-800).

Lena ist der Meinung, dass er ihr in Hinblick auf die „soziale“ Ader ein Vorbild war, bzw. sicherlich einen Einfluss auf sie hatte. Sie beschreibt ihren Vater als „wissensbegieriger“ als ihre Mutter, sie scheint sich in dieser Hinsicht stärker mit ihrer Mutter identifiziert zu haben.

6.2.4 Beruflicher Werdegang und Motivation

Lena beginnt bei der Erklärung wie sich alles ergeben hat, mit der Alternativschule ihrer Kindheit. Nachdem diese Schule direkt neben der Kindergruppe, in der sie heute arbeitet lag, lernte sie im Grunde ihren heutigen Arbeitsplatz schon sehr früh kennen. Die Schule und die Kindergruppe sind zwar im Laufe der Zeit umgezogen, dennoch sind es die gleichen Institutionen und vielleicht auch die gleiche Atmosphäre. Sie erzählt, dass sie schon in der Schulzeit immer gerne zu den kleineren Kindern gegangen ist um mit diesen zu spielen oder auf diese aufzupassen.

„Ja (lacht), also es hat damit ang’fangen ahm, dass ich eben in der A. (Alternativschule) war und die K. (Kindergruppe) war gleich nebenan und da sind hin und wieder auch jüngere Kinder eben, also erstens waren jüngere Kinder, [...] also ich bin sehr gern auf Besuch in die K. gängen und hab mich irgendwie immer schon eher auch zu den jüngeren Kindern hinzogen g’fühl und und mich auch irgendwie verantwortlich g’fühl für die recht jünger, also so dreijährigen Kinder oder so, also irgendwie hat ma das recht taugt so bisserl so Verantwortung übernehmen und auch mit schauen, und so und dann hab ich mit Kindersitten ang’fangen, das hat ma auch recht taugt und ja irgendwie ist der Entschluss dann immer mehr herangereift, also vor allem, weil ich in der Kindergruppe auch bisserl mitg’holfen hab oder so“ (130-142).

Offenbar hat Lena, ähnlich wie Cornelia „immer schon gerne mit den jüngeren Kindern“ Zeit verbracht. Lena betont jedoch im Gegensatz zu Cornelia stärker das Element der Verantwortung, während Cornelia meint, sie hätte „mit Jüngeren gespielt“. Lena sieht also in diesen frühen Erfahrungen den Grundstein für ihren späteren Lebensweg. Fraglich ist, warum sie ihre Schule mit gleichaltrigen Kindern zeitweise gerne verließ um zu den Jüngeren zu gehen. Möglicherweise wollte sie gerne Verantwortung übernehmen und sich als die „ältere“,

„reifere“, im Vergleich zu den jüngeren Kindern, fühlen. Vielleicht hat sie sich aber auch bei den gleichaltrigen Kindern nicht so wohlgeföhlt, weil sie möglicherweise das Gefühl hatte, nicht mithalten zu können. In einer anderen Passage wird erkennbar, dass Lena sich darüber beklagt, dass sie Schwierigkeiten hat sich Dinge zu merken.

„Also eh das so, so sich für Dinge interessieren und dann wirklich drüber nachlesen oder lernen oder so, also dem geh ich irgendwie jetzt wieder mehr aus'n Weg [...] aber es is so im Alltag oder so is nicht so, dass ich jetzt alles so aufschnapp' und aufsaug' oder (mhm) ich würd' ma gern Sachen leicht merken, also ich brauch immer so die Wiederholungen und so und, (eher leise) und tu ma eher a bissl schwieriger so. (mhm) Das bewunder ich irgendwie und würd' ma taugen (lacht) (Unverständliches sehr leise), (wieder normale Stimme) aber ich genieß auch halt die andern Qualitäten oder, alles andere was ich kann und, und drum is's auch jetzt nicht so schlimm, dass ich jetzt nicht so viel Zeitung les oder mich so politisch so gut auskenn' oder so“ (527-536).

Man könnte in diese Aussage hineininterpretieren, dass Lena ein Problem mit ihren intellektuellen Fähigkeiten hat. Möglicherweise hatte sie als Kind das Gefühl, Dinge nicht sofort zu verstehen oder sich zu merken, weshalb ein hier ein Minderwertigkeits-Gefühl entstanden sein könnte. Sie relativiert diese Schwierigkeiten jedoch auch und betont, wie immer, dass es „nicht so schlimm“ wäre und sieht die positiven Seiten. Lena schafft es eigene wahrgenommene Schwächen zuzugeben, konzentriert sich aber auf ihre Stärken und kann diese auch betonen. An dieser Stelle wird deutlich, dass sich diese unterschiedlichen Sichtweisen auch in ihrer sprachlichen Äußerung widerspiegeln. Während sie, als sie über ihre Schwäche spricht immer leiser wird, bis sie etwas Unverständliches sagt, wird sie bei ihren Qualitäten wieder lauter und spricht bestimmter. In der Art und Weise zu sprechen spiegelt sich eine Unsicherheit wider – da es während des ganzen Interviews nur einige wenige Stellen die unverständlich sind gibt, ist es sicherlich kein Zufall, dass dies gerade dort vorkommt, wo Lena Schwierigkeiten hat darüber zu sprechen.

„Obwohl ich kenn auch viele Frauen, die sehr interessiert sind und wissensbegierig und viel lernen und (mhm) sehr gscheit sind, aber bei mir is eher so, dass ich schon oft das G'fühl ghabt hab, ich leb das so wie's früher so war“ (515-518).

Diese Aussage soll diese These noch einmal bestätigen - Lena spricht Frauen, die „gscheit“ sind, indirekt als gegenteilig zu sich selbst an. Es könnte also in dieser wahrgenommenen Schwäche liegen, dass sich Lena bei den Jüngeren wohler föhlte, deshalb gerne viel Zeit mit den Kindern verbrachte, und letztendlich diese Berufswahl getroffen hat. Einen Grund für die Affinität zum Umgang mit Kindern und besonders zum Interesse an der „alternativen“ freien

Situation, sieht Lena auch in ihren Kindheitserfahrungen im Rahmen des Wohnprojekts, das ihr offenbar sehr positive Erfahrungen bereitete:

„und das is auch das was mich irgendwie dann auch wieder so zu meiner Arbeit bracht hat, halt, so weil ich von klein auf eigentlich g'wohnt war mit vielen Kindern unterwegs sein und dass wir Kinder uns selbständig irgendwie..unserer Streite lösen oder,.. irgendwie selbständig durch die Gegend bewegen und gar nicht viel die Erwachsenen brauchen und wir ham einfach total viel tolle Sachen g'macht“ (587-581).

Wenn Lena über Gründe für ihre Berufswahl nachdenkt, kommt sie meist auf die besondere pädagogische Situation zu sprechen und grenzt sich dezidiert von „normalen“ Kindergärten ab. Besonders der Ansatz die Kinder selbständig und frei bewegen zu lassen, gefällt ihr, und darin erkennt sie Parallelen zu ihrer eigenen Kindheit. Auch in der folgenden Aussage lässt sich diese Einstellung erkennen, wenn sie erklärt, was sie dazu brachte ihren Beruf auszuüben:

„Eher wirklich der Kontakt mit die Kinder und ahmm und es war nie so irgendwie. Also ich hab eher so s'Gfühl, das Berufsbild einer Kindergärtnerin is scho nu sehr geprägt von die Bilder von früher von da Kindererziehung irgendwie so, dass ma Kindern was beibringen muss, oiso, so war's in unserer Ausbildung halt noch, dass ma die Kinder irgendwie erziehen soll und ihnen richtiges Verhalten beibringen und also nicht nur, aber schon auch irgendwie so des Bitte, Danke und, und das sich respektvoll behandeln und alles Mögliche und .. ahmm und ja in der Kindergruppe, und selber als Kind hob i des jo a so erfahren, bin i dann irgendwie a wieder mehr zu dem Weg kommen, so, ah dass ma den Kindern gar nix beibringen muss, weil sie wachsen und reifen ja eh von alleine und dass ma's einfach begleiten muss und ihnen halt, ah, ja schon Anreize gibt, wenn ihnen grad fad ist, oder sie wissen nicht was's tun können, dass ma da ein Angebot setzt oder a Idee vorschlagt, aber sonst suchens sich's eh das selber.“ (265-276)

Lena scheint sich mit den pädagogischen Grundlinien und Vorstellungen, die hinter Erziehung liegen, beschäftigt zu haben. Durch ihre eigenen positiven Erfahrungen in der Kindheit und ihren Beruf, kam sie zu der Auffassung, dass der Weg Kinder selbständig und frei „wachsen und reifen“ zu lassen ein guter ist und eine zwanghafte Führung nicht notwendig sei. Offenbar hat sie ein großes Vertrauen, dass die Entwicklung der Kinder mehr oder weniger „von alleine“ geht. Interessant ist, dass sie sich implizit gegen das Erlernen eines respektvollen Umgangs ausspricht, wenn sie meint, dass das Berufsbild der Kindergartenpädagogin prinzipiell stark von der Haltung, dass man Kinder erziehen muss und ihnen einen respektvollen, höflichen Umgang beibringen muss geprägt ist und ebendiese kritisiert. Dass Lena nicht gerne Autoritäten oder eine Art Hierarchie zur Kenntnis nimmt, kommt hier zur Geltung. Sie wurde offenbar selbst nicht in diese Richtung erzogen und

wünscht sich auch innerhalb der Kindergruppe, wo sie arbeitet, kein Machtgefälle zwischen den Akteuren. Interessant ist jedoch, dass sie an anderer Stelle die mangelnde „Klarheit“ an sich selbst, aber auch an ihrer Mutter kritisierte.

Lena betont aber auch, dass sie den Kindern schon ein „Vorbild“ sein möchte und ihnen zeigen möchte „was sich nicht gehört“ – meines Erachtens ist dies ein Widerspruch zu vorherig geäußelter Kritik an jener Erziehung, die Kinder zu respektvollem Umgang etc. bringen soll.

Aber auch Interesse am Umgang mit Kindern, an Kreativität sowie an sozialen Inhalten und Beziehungen, erwähnt die Lena als Motivationsgründe für ihre Berufswahl. Als Voraussetzungen für eine geeignete Kindergartenpädagogin nennt sie, Verantwortungsbewusstsein und Kontaktfreudigkeit.

Als mögliche Gründe für die „Entscheidung“ für den Beruf der Kindergartenpädagogin können also zusammenfassend mehrere Faktoren genannt werden. Einerseits erlebt sich Lena in ihrer Arbeit als kompetent und erfolgreich. Durch die Rückmeldungen wie zum Beispiel die Freude der Kinder, bekommt sie Bestätigung und das Gefühl, etwas richtig und gut zu machen. Gleichzeitig sieht sie ihre Aufgabe als eine sehr wichtige und kann damit also eine tiefgehende Befriedigung erlangen. Einen Grund den Lena auch andeutete ist jener, dass sie, wenn sie mit Kindern zusammen ist, selbst stärker die kindlichen Wesenszüge ausleben kann - sie kann sich besser an Kleinigkeiten freuen und „hüpf“ herum wie ein Kind, das noch keine Verantwortung tragen muss. Lena kann damit ein Stückweit ihre eigene Kindheit nachholen. Darüber hinaus ist noch der von Lena stark betonte Aspekt, dass sie sich nur in dieser „alternativen“ Umgebung richtig wohl zu fühlen scheint, zu erwähnen. Möglicherweise ist es der „andere“ Umgang mit Autorität und Pflicht, der ihr gefällt. In dieser Vorstellung, wo es kein Machtgefälle gibt, kann es auch weitgehend kein Konkurrenzdenken geben. Es könnte sein, dass Lena Angst, hat mit jemandem in Konkurrenz zu treten - die frühe Entscheidung sich lieber mit den jüngeren Kindern zu unterhalten, würde darauf hindeuten - denn bei diesen war sie, auch wenn sie nicht offensiv damit umzugehen scheint, die mächtigere Person. Angelehnt an Foucault möchte ich jedoch anmerken, dass es keinen „machtleeren Raum“ geben kann, deshalb kann diese Auslöschung von Konkurrenz immer nur eine oberflächliche bleiben (vgl. Steinert 2006, S.5)¹⁴. In Konkurrenz zur eigenen Mutter zu treten würde bedeuten, selbständig zu werden, einen eigenen Beruf zu erlernen und möglicherweise erfolgreicher als die eigene Mutter zu sein. Nach außen hat Lena zwar diese

¹⁴ „Das bedeutet, dass ein außerhalb der Macht nicht vorstellbar ist“ (vgl. Steinert 2006, S.5).

Dinge erfüllt, jedoch ist diese spezielle Situation mit der eigenen Mutter zu arbeiten, mit ihr auf gleicher Ebene zu sein, vielleicht auch ein Hinweis dafür, dass Lena im Grunde keine richtige Ablösung vollzogen hat. Sie hat sich keinen eigenen, von der Mutter losgelösten Arbeitsraum geschaffen, sondern befindet sich immer noch in derselben Umgebung, wie in der Kindheit (wenn auch aufgrund des Umzugs nicht im konkret räumlichen Sinn). Einerseits könnte dies darauf hindeuten, dass Lena Angst hätte in eine andere, neue Welt einzutreten, möglicherweise hat sie Angst dort nicht mitzukommen, aufgrund von Minderwertigkeitsgefühlen sowie daraus resultierender Angst vor Konkurrenz. Andererseits könnte es aber auch darauf hindeuten, dass dies eine gesellschaftlich legitimierbare Möglichkeit für Mutter und Tochter darstellt, sich noch nicht lösen zu müssen. Lena kann damit, die Rolle der Tochter, die auf die Mutter „aufpasst“ und zusieht, dass es dieser gut geht, einnehmen. Der Mutter kann es gelingen, Dinge die sie während Lenas Kindheit möglicherweise, aufgrund diverser Ereignisse (Trennung, Tod der Mutter) verabsäumt hat, nachzuholen. Das Beispiel, wo Lena sich darüber beklagt, dass ihre Mutter manchmal „zu mütterlich“ ist, würde diese These untermauern.

Möglicherweise hatte Lena in der familiären Konstellation eine so starke Bürde aufnehmen müssen, dass sie kein stetiges Selbst entwickeln konnte, weshalb sie unbewusst nicht von der Mutter weg darf. Deshalb arbeitet sie mit dieser gemeinsam, nicht nur um diese zu schützen, sondern auch um selbst, bis zu einem gewissen Grad, die Situation in der Kindheit nacherleben zu können oder besser gesagt aufrecht zu erhalten. An dieser Stelle stellt sich daher die Frage, ob es Lena möglich sein wird, eine sexuelle Beziehung zu einem Mann einzugehen und selbst eine Familie zu gründen?

Möglicherweise hat sie ihre eigene Mutter als schwach erlebt, denn diese wurde vom Vater verlassen. Der Mutter ist es also nicht gelungen den Vater, das zeitweilige Objekt der Begierde Lenas, an sich zu binden. Lena kam dadurch in die Position auf ihre eigene Mutter aufpassen zu müssen, damit liegt eine gewisse Umkehrung von Autorität und Macht vor.

6.2.5 „Weibliches Rollenverständnis“

Durch die bisherige Beschreibung von Lena, sowie ihrer beruflichen, aber auch ihrer familiären Situation in der Kindheit, entsteht ein Bild zu ihrer Persönlichkeit und ihrer subjektiven Sichtweise. Offenbar hat sie von ihrer Mutter einige „traditionell weibliche“

Wesensarten übernommen. Ihre persönliche Vorstellung von „Weiblichkeit“ erklärt sie folgendermaßen:

„so das Weiche und Warme (mhm) das ist eher weiblich find ich, also schon allein schon amal von den Formen unseres Körpers, aber auch so von der Art her so eher so einfühlsam und, dass ma gut zuhören können, sicher ja kann ma ned verallgemeinern, *aber* (mhm) eher so ja ahm,... uund ja so, dass ma auch, so das Instinktive so irgendwie irgendwie so einen sechsten Sinn oder mehr so, so auf..Gespür auch (476-481).

Lena hat offenbar eine konkrete Vorstellung von „Weiblichkeit“, die sie bildlich gut darstellen zu vermag. Sie möchte sich jedoch von einer Verallgemeinerung distanzieren und ist sich in Bezug auf die Formulierung unsicher. Weiblichkeit assoziiert sie mit Wärme, Weichheit, Intuition und starker Betonung der Gefühlsebene. Man könnte, wenn das also typisch weibliche Eigenschaften sind, und diese auch im Beruf der Kindergartenpädagogik gefordert sind, eine Verbindung herstellen. Offenbar hat sie ein insgesamt positives Bild von Weiblichkeit. Weiter erzählt sie:

„Nach Gespür gehen und ja aahm auch so, so eher das Geduldige und Ruhige is auch eher so a Qualität von uns Frauen hab ich das G'fühl so (mhm)...mm...Aber auch so, so Stärke und Kraft und ja. // Ja und so die negativen, mm..Seiten *oder so*, sind halt oft so dieses, nicht ganz Direkte, oder so, aber des is schon auch sehr so ein Bild von den Frauen, also das, aber ich merk's schon auch immer wieder bei mir und auch bei Freundinnen so, dass ma auch selber schwer fällt jetzt gleich zu sagen: ‚das will ich nicht‘ oder ‚das stört mich‘, sondern eher, so ja passt eh alles und so und dann im Nachhinein reg ich mich bei wen andern auf oder so, das stört mich schon oder so. (mhm, ja) Also das seh ich hauptsächlich so als Nachteil und auch so bissl so das Zickige oder so ja“ (485-493).

Weiblichkeit hat demnach einerseits eine sehr gefühlsbetonte weiche Seite, andererseits aber auch eine Verbindung zu Kraft und Stärke. An sich selbst kritisiert Lena, dass sie manchmal ihre Interessen nicht durchsetzt bzw. nicht direkt und ehrlich sagt, wenn sie etwas stört. Diese Eigenart setzt sie als „typisch weiblich“ an. Möglicherweise liegt es an der Erziehung bzw. der Vorbildwirkung, dass man als Frau weniger auf seine Rechte und Anliegen pocht – es ist unhöflich wenn man gleich sagt, dass einen etwas stört. Oder aber es liegt eine Angst dahinter, dass die Anerkennung, der Respekt, die Liebe zu schwinden droht, wenn man sagt, etwas nicht zu wollen. Als Lena dies erläutert, bekomme ich das Gefühl, dass sie möglicherweise auch zu diesem Interview zuerst „Ja“ sagte, ohne es wirklich zu wollen. Einige Ereignisse im Gespräch deuten auf einen Widerstand hin, wie in etwa, die Tatsache, dass Lena zuerst eine Woche vorher per SMS absagte, oder, dass sie sich oftmals nicht öffnen wollte oder konnte.

Zu weiteren „typisch“ „weiblichen“ Eigenschaften zählt sie ein erhöhtes Interesse an sozialen und auch emotionalen Angelegenheiten. Ebenso spricht sie das „logische Denken“ als typisch männlich an, auch wenn sie einräumt, dass dieses auch von Frauen beherrscht wird, so ist es in ihrem Lebensbild, eine typisch „männliche“ Erscheinung:

„ich merk’ so halt so in Beziehungen oder so, dass schon, dass oft bei uns so war, dass ich mehr so fürs Emotionale und Soziale mehr zuständiger war und die Männer halt eher so fürs logische Lösungen finden oder so [...] aber bei mir is eher so, dass ich schon oft das G’fühl ghabt hab, ich leb das so wie’s früher so war (lacht) eher so die Frau is eher so fürs Häusliche und für (lacht) fürs Soziale und Emotionale und und lasst so eher die Männer die Zeitung *lesen oder so* (mhm) Ja ...aber das is eh heutzutage total ausgeglichen, hab ich das G’fühl, dass solche und solche also Männer und Frauen gibt ja“ (512-521).

In der Beschreibung für die notwendigen Anforderungen an den Beruf Kindergartenpädagogik kommt zur Geltung, dass es ein Interesse für das Soziale geben muss, das Lena offenbar als typisch weiblich bezeichnet. Wenngleich sie anhängt, dass es sich diese Unterschiede zwischen männlich und weiblich anzugleichen scheinen und es „heutzutage total ausgeglichen“ ist.

Im Großen und Ganzen legt Lena eine sehr positive Beschreibung von „typischer „Weiblichkeit“ dar, dann jedoch, als ich sie frage, ob sie sich selbst als „typisch weiblich“ bezeichnen würde, entgegnet sie lachend, aber doch bestimmt: „*Na!*“ Wiederum jedoch, hat sie dann das Bedürfnis diese konkrete Verneinung zu relativieren:

„Also ich hab schon ah, also sicher so dieses Häusliche ja und und weiß ich nicht so,..und Emotionale, also ich hab immer das Gefühl, ich hab schon zwei Seiten, so das Männliche in mir und das Weibliche, also nicht nur weiblich“ (540-542).

Es zeigt sich also, dass Lena auch das „Häusliche“ als typisch „weiblich“ bezeichnet, auch wenn sie das in den vorherigen Beschreibungen nicht so sehr betonte. Ihr letzter Satz, dass sie beide Seiten in sich trägt, ist gut vereinbar mit der in der Theorie dargestellten Sichtweise, dass „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ nicht in Reinform existieren und in Individuen anteilig existieren. In einer Beschreibung über die Lage in dieser Hinsicht in ihrer jetzigen Beziehung wird deutlich, welches Bild sie von „Weiblichkeit“ in einem „traditionellen“ Sinn hat.

„Ja, also wenn ma jetzt so wirklich nach dem Bild geht so, ja so von früher oder so wie’s halt oft war so, der Mann hat die Hosen an und die Frau (lachend) *kuscht und so* (mhm) da würd’ ich sagen is’s total ausgeglichen“ (551-553).

„Von Früher“ ist natürlich kein exakter Begriff, aber ich denke, dass sich Lena auf ein „früher“ im Sinn des traditionell Bürgerlichen bezieht. Offenbar ist sie der Meinung, „weibliche“ Eigenschaften aufzuweisen, geht jedoch von einem ausgeglichenen „Machtverhältnis“ innerhalb der Beziehung aus.

Ihr Weiblichkeitsbild lässt sich also wie viele ihrer Aussagen schwer auf einen Nenner bringen. Es könnte daran liegen, dass Lena auch ihre Sichtweise von „Weiblichkeit“ „alternativ“ darstellen möchte bzw. nach einer „Alternative“ zu traditionell, bürgerlichen Weiblichkeitsvorstellungen sucht. Möglicherweise kommt hier das Fehlen einer „symbolische[n] Repräsentanz für aktive, selbstbewusste Weiblichkeit“ zur Geltung (Hagemann-White 1990, S.79 zit. n. Hagemann-White / Hermesmeier-Kühler 1987).

6.2.6 „Mütterlichkeit“ im Beruf

Lena scheint sich, nachdem ich ihr im Zuge des Vorgesprächs am Telefon mitteilte, dass es sich bei dem Interview um „Mütterlichkeit“ handeln würde, Gedanken dazu gemacht zu haben, denn sie sagt im Interview: *„ich hab eh schon drauf gewartet“* (332-333). Mit folgenden Äußerungen bringt sie ihr Verständnis, des Begriffs auf den Punkt:

„Ja, also Mütterlichkeit ah da hab ich irgendwie gleich des Bild im Kopf halt von Herzenswärme und dem anderen die Wärme und Geborgenheit geben, den Kindern halt uund ahm...aber schon auch halt Grenzen und Regeln setzen ..und ... ja die, die Kinder halt auch versorgen... [...] aber vor allem eben diese Liebe weitergeben auch, die ma selber eben erfahren hat, auch an die Kinder dann weitergeben (mhm) und den Kindern Liebe und Geborgenheit geben, des is für mich irgendwie des Wichtigste“ (335-340).

Diese Beschreibung weist einige Parallelen zu jener der „Weiblichkeit“, das zeigt, dass die subjektiven Bilder Lenas von „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“ sehr ähnlich sind. Lena scheint Mütterlichkeit zwar nicht mit „Führung“ zu verbinden, jedoch nimmt sie mehrmals das Wort „Vorbild“ in den Mund. Sie ist der Meinung, dass Eltern und auch Mütter den Kindern Vorbilder sein sollen:

„Na, ich seh’s halt so, dass ma schon einfach den Kindern auch ein Vorbild ist und sich immer wieder bewusst machen muss, so...also was ma selber grad tut oder was ma sagt oder so, weil ma immer irgendwie einfach ein Vorbild is und durch sein eigenes Handeln die Kinder beeinflusst, aber ich seh’s nicht so, dass ma Kinder irgendwie führen oder leiten soll oder so, einfach unterstützen in ihrer Entwicklung und begleiten“ (435-439).

In dieser Beschreibung, wird ihr Verständnis sehr konkret beschrieben, das Verständnis von Mütterlichkeit weist hier sehr viele Ähnlichkeiten, zu jenem Anspruch, den sie auch für ihren Beruf hat, auf. Als sie die pädagogischen Grundhaltungen usw. beschreibt, kommen die gleichen Wörter vor: begleiten, unterstützen. Sie geht dann noch einmal genauer auf ihre Vorstellung von Vorbildwirkung ein und erklärt mittels eines Beispiels, dass die Eltern eine Art „Leuchtturm“ für die Kinder sein sollen:

„Sicher, so so bestimmte klare Grenzen und Regeln sind schon wichtig, dass auch der Erwachsene festsetzt und auch, dass der Erwachsene bestimmte Entscheidungen für's Kind trifft, die das Kind nu ned treffen kann, des find i sehr wichtig [...] das Beispiel hat ma irgendwie so g'fallen, dass die Eltern so der Leuchtturm sind für die Kinder oder so und, dass es nicht umgekehrt sein soll, dass die Kinder nicht der Leuchtturm für die Eltern sind, weil sie können einfach nur spüren halt was's, was wollen - aber nicht so wirklich was brauchen oder (mhm) sie brauchen einfach halt schon auch immer wieder, dass der Erwachsene die Entscheidung fürs Kind trifft [...] weil ich's irgendwie auch so seh, dass, dass ma halt schon Verantwortung haben und, und den Kindern so Signale aussenden, aber nicht jetzt so viel vorgeben oder sie zu irgendwas zwingen oder so“ (445-471).

Meiner Meinung nach kommt die direkte Verbindung von Mütterlichkeit zu ihrer Arbeit sehr deutlich zur Geltung, auch wenn Lena diese noch nicht direkt angesprochen hat. Als ich sie frage, ob sie ihren Beruf als „mütterlich“ bezeichnen würde antwortet sie:

„Ja schon. Schon, also man,...man tritt ja bissl an die Stelle der Mütter im Kindergarten auch, also die Kinder sind dann nicht bei den Müttern oder Vätern und dann übernimmt ma so bissl auch den Elternpart da einfach auch und da ist Mütterlichkeit auch enthalten ja“ (428-431)

Auf der einen Seite sieht sie ihre kindlichen Anteile, die sie noch auslebt, auf der anderen Seite betont sie aber, dass sie im Beruf „immer die Betreuerin bleib[t]“ und damit etwas „Mütterliches“ in sich trägt. Offenbar ist sie stolz, wenn sie als mütterlich erfahren wird, ein Beispiel, das sie schildert, verdeutlicht das:

„Zum Beispiel gestern hat auch a Mutter ma g'schrieben, dass sich, dass sich ihr Tochter schon so freut, wenn ich wieder komm und dass ihr beim Einschlafen erzähl hat, sie hätt' auch gern, dass ich's einmal schlafen leg oder so. Oder beim Kindersitten hab ich's auch oft g'merkt, dass, dass schon die meisten auch gern mit mir schlafen gangen sind oder, halt so, so besondere Pflegemomente oder so, dass des schon auch gut annehmen können von mir“ (346-351).

Hier wird deutlich, dass Lena auch „Kuscheln“ bzw. körperliche Nähe oder „besondere Pflegemomente“ mit Mütterlichkeit assoziiert. Lena merkt an, dass diese Qualitäten in unserer Gesellschaft wenig Wert hätten, denn es bliebe „wenig Zeit“ dafür:

„Es hat si scho verändert,...aber im Moment is schon so, dass irgendwie wenig Zeit für Mütterlichkeit bleibt, hab ich das G’fühl, also es is schon viel, dass oft der Beruf und das Geld verdienen im Vordergrund steht und so, und jeder so viel um die Ohren hat, dass gar nicht so viel Zeit für dieses, für diese Geborgenheit und so is. (mhm) Also die Zeit zum Kuschn und Vorlesen und Zeit zum zur Ruhe kommen, dass die Kinder überhaupt amal draufkommen, dass jetzt kuscheln könnten oder so, also irgendwie kommt’s ma oft so vor, dass jeder so mit seinem beschäftigt is, oder so, dass gar nicht so viel Zeit für Mütterlichkeit irgendwie is oder. (mhm) Aber ich hab schon das G’fühl, dass auch wieder mehr dazu geht, dass schon auch so das Familiäre mehr gelebt wird. Aber es is halt nimmer so dass, halt so viel Hausfrauen gibt die dann wirklich nur Zeit für die Kinder haben und fürn Haushalt und so, sondern halt auch viele berufstätige Frauen die dann bissl weniger Zeit haben“ (356-367).

Auch diese Aussage mutet auf den ersten Blick durchgängig an, dann stellt sich jedoch heraus, dass sie einerseits meint die Tendenz, dass Mütterlichkeit in den Hintergrund gerät wahrzunehmen, andererseits meint sie aber auch, dass es „wieder mehr dazu geht, dass schon auch so das Familiäre mehr gelebt wird“. Dennoch würde ich herausfiltern, dass sie insgesamt meint, dass die starke Orientierung an Berufstätigkeit zu einer Vernachlässigung von Mütterlichkeit führt. Die gesellschaftliche Anerkennung und Wertschätzung von Mütterlichkeit sei nämlich wesentlich geringer, als jene der Erwerbstätigkeit. Sie betont, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf heutzutage meist eine Folge von Notwendigkeiten ist, denn es ist aus finanziellen Gründen kaum möglich „nur Hausfrau“ zu sein:

„Aber so generell hab ich schon das G’fühl, dass’ nicht so anerkannt wird und, dass auch viele Mütter gar nimma so spüren, dass eigentlich wichtig wär, länger bei den Kindern zu bleiben, also jetzt gibt’s ja auch das Gesetz, dass jetzt schon zweieinhalb jährige in Kindergarten gehen können und die Kinderkrippen [...] und ich hab’s eben auch immer wieder erlebt, dass schon auch die Mütter dann das G’fühl haben, die Kinder brauchen auch schon diesen sozialen Kontakt und so und und sie müssen auch irgendwie arbeiten gehen, also es hängt auch alles irgendwie zam“ (373-380).

Ähnlich wie Cornelia ist sie der Meinung, dass Kinder eine gewisse Zeit lang den „Mutterschutz“ brauchen und nicht zu früh in Kindergärten geschickt werden sollten.

„Also ich hab halt auch beobachtet, es kommen jetzt immer mehr Mütter auch, die dann fragen, ja, ob das Kind schon mit zweieinhalb oder drei kommen kann und wir [...] haben beobachtet, dass dann oft den dreijährigen Kindern noch a bisserl viel ist, dass ma eher sagn, dass’s erst so mit vier ca. anfangen in Kindergarten, oder so. (mhm) Also i hab des G’fühl, sie brauchatn eigentlich nu viel länger schon noch, auch die Zeit bei den Müttern“ (393-398).

Trotz dieser Schilderung hat Lena aber auch viel Verständnis für Mütter, die gerne wieder arbeiten wollen, denn wenn man „nur“ zu Hause mit den Kindern ist, kann man schnell das

Gefühl bekommen, dass einem die Decke auf den Kopf fällt. Für sich selber würde sie deshalb auch, wenn das Kind „dann schon bisserl älter ist“ wieder arbeiten gehen oder etwas für sich selbst machen.

6.2.7 Resumé

In der Analyse des Interviews wird mit der Zeit immer deutlicher, dass Lena kaum eigene Standpunkte vertreten kann. Sie scheint offenbar ein Problem damit zu haben, sich auf eine Aussage oder eine Meinung festzulegen. Sie möchte sich unter keinen Umständen auf etwas „festnageln“ lassen und versteckt durch ihre diffusen Aussagen ihr „wahres Selbst“ – sie möchte nicht erkannt werden mit all den Schwächen, den Unzulänglichkeiten oder erfahrenen Mängeln, die wohl jeder Mensch mehr oder weniger aufweist.

Möglicherweise hat mein Versuch in der Interview-Situation möglichst neutral zu bleiben, also nicht ständig bestätigend zu nicken, oder zu lächeln, einen Teil dazu beigetragen, dass Lena ihre Aussagen meist revidierte oder relativierte. In Gesprächen erwartet man oft eine bestätigende Zustimmung, wenn jemand darauf verzichtet, kann dies verunsichernd wirken und es entstehen manchmal Pausen. Auch in unserem Interviewgespräch sind kurze Pausen entstanden, die Lena jedoch ständig zu füllen suchte. Am Beginn der Analyse ordnete ich diese Beleuchtung von beiden Seiten noch als reflektiert ein, jedoch je tiefer die Interpretation vordringt, desto deutlicher wird, dass sie es geschafft hat, mich durch diese Widersprüchlichkeit zu blenden. Auch in der sprachlichen Ausdrucksweise, die einmal einem Dialekt gleicht und dann annähernd der Standardsprache, zeigen sich diese beiden unterschiedlichen, scheinbar nicht vereinbaren Seiten Lenas.

Im Großen und Ganzen erzählte Lena jedoch ausführlich. Sie entschuldigte sich mehrmals dafür, dass sie gerne „weit ausholt“ oder „vom Thema abkommt“, worauf ich jedes Mal sagte, dass auch diese Abschweifungen für mich interessant wären. Aufgrund ihrer ausführlichen Erzählweise entstand ein, subjektiv empfunden, sehr langes Interview mit vielen interessanten Eindrücken.

Zusammenfassend entsteht auch bei Lena ein komplexes Bild einer Persönlichkeit mit unterschiedlichen, verstrickten Einflussfaktoren und Umständen, die sie zu dem gemacht haben was sie ist und damit auch einflussgebend auf die Wahl des Berufs gewirkt haben. Bestehende Vorstellungen von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“, sowie von „Mütterlichkeit“ können als tiefer liegende Aspekte angesehen werden, die die Berufswahl

beeinflusst haben. Die spezifische familiäre Situation sowie die innere Realität, tragen ebenso einen Teil dazu bei.

6.3. Falldarstellung Astrid: die „Powerfrau“

Interview mit Astrid¹⁵ am 03.02.2011

Dauer des Interviews: 01:11:18

Diese Kindergartenpädagogin, die ich Astrid nennen möchte, ist zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre alt und arbeitet seit vier Jahren als gruppenführende Pädagogin in Wien in einem „multikulturellen“ Kindergarten. Die Kontaktaufnahme erfolgte über einen gemeinsamen Bekannten. Das Interview fand sehr entspannt und angenehm, bei mir zu Hause in einem ungestörten, ruhigen Raum statt. Astrid wirkt auf mich selbstbewusst, fröhlich und entspannt. Sie hat blonde schulterlange Haare, ist leicht geschminkt und wirkt gepflegt. Am Tag des Interviews trägt sie Jeans mit einem Rock darüber sowie eine weiße Strickweste. Für das Interview spricht sie sehr langsam, deutlich und korrekt, sie macht manchmal ironische oder witzige Aussagen und hat dabei ein gewisses Leuchten in den Augen. In ihren Antworten verliert sie selten den Faden, sie holt zwar manchmal aus, kommt aber immer wieder zurück.

6.3.1 Berufliche Situation

Astrid ist als gruppen-führende Pädagogin für 21 Kinder zuständig und sieht ihr Hauptziel darin, die Kinder mit Migrationshintergrund, sprachlich auf die Schule vorzubereiten. Sie ist mit ihrer Berufswahl sehr zufrieden, jedoch würde sie sich die Rahmenbedingungen in der Arbeit anders wünschen, wie zum Beispiel weniger Kinder in einer Gruppe. Besonders gefallen ihr Situationen in denen sie ein positives Feedback von den Kindern oder von deren Eltern bekommt. Wenn sie von beruflichen Situationen erzählt, die ihr gefallen, strahlt sie eine gewisse, „kindliche“ Begeisterung aus:

„Und es kommen auch immer wieder so interessante Dinge, heute haben wir einen Raben im, in den Ästen von den Bäumen beobachtet und wir haben eben grad das Thema Hexen und dann ham die Kinder g’sagt, das ist bestimmt ein Hexenrabe und der kann bestimmt sprechen, das ist halt, das ist halt toll wie neugierig die Kinder sind und wie wissbegierig [...] und es is, es is nie gleichförmig, also du machst nie deine 5 Stunden Büroarbeit und stehst an der Kassa irgendwie und ziehst nur die Sachen drüber oder keine Ahnung“ (166-176).

¹⁵ Alle Namen sind aus Datenschutzgründen verändert

Astrid scheint die Freude der Kinder an den Kleinigkeiten zu mögen und teilt diese Begeisterung mit ihnen bis zu einem gewissen Grad. Besonders gefällt ihr an ihrem Beruf, dass er „nie gleichförmig“ ist, also viel Abwechslung bietet und sie den direkten Kontakt mit Kindern hat.

„Also bei mir ist es so, die Kinder kommen ständig her, wenn ich nach Hause geh und wollen mir ein Bussi geben auf die Wange, oder, ein Kind hab ich, das will im Park nie was spielen, weil die will lieber auf meiner, auf meiner Schoß sitzen (mhm) und mit mir kuscheln oder wir gehen auch jeden Mittwoch schwimmen, also das is auch immer totale Action, weiß ich nicht gestern hamma eine erfrorene Maus im Park gefunden (lacht), was einen im ersten Moment (lachen beide) was einen wahrscheinlich in erster Linie einmal schockt, aber (...) die war eben so so a kleine wie, wie ausgs'topft, also die war die is einfach erfroren wahrscheinlich im Schnee oder so (mhm) die hat die Augen noch aufgehbt und die Kinder haben das überhaupt nicht verstanden, wieso ist die jetzt tot, die hat doch die Augen offen?“ (157-166)

Diese Erzählung hinterlässt den Eindruck, dass Astrid sich als beliebte Kindergartenpädagogin fühlt und ihre Arbeit für sie befriedigend ausführt. Offenbar genießt sie die gemeinsamen Erlebnisse mit den Kindern, vielleicht kann auch sie, in dieser Hinsicht ihre „kindliche Seite“ noch ausleben.

Als frustrierend empfindet sie es, wenn sie merkt, dass manche Eltern kein Interesse für ihr Kind aufbringen und sie das Gefühl bekommt, dass die Kinder häufig nur „abgeschoben“ werden. Astrid scheint ihren Beruf zwar gerne auszuüben, dennoch stellt er für sie nur eine Art Übergang dar, denn sie ist sich sicher, dass sie diesen Beruf mit 40 oder 50 Jahren nicht mehr ausüben möchte, weil er ihr „zu anstrengend“ werden würde. Sie erzählt, dass sie auf jeden Fall noch studieren möchte, möglicherweise Psychologie. Astrid hat einige Hobbies, welchen sie regelmäßig und intensiv nachgeht, wie in etwa Kung Fu und Schwertkampf. Außerdem erzählt sie, dass sie gerne und oft Salsa-Tanzen geht und eine große Begeisterung für Musik aufweist. Astrid selbst bezeichnet sich nicht als „typische“ Kindergärtnerin, denn sie meint, dass es in ihrer Gruppe oft sehr viel „Action“ gibt:

„Ich bin eher ein etwas lauterer Mensch, ein etwas actiongeladener Mensch und überhaupt nicht so die besänftigende (lacht) ruhige Kindergärtnerin“ (202-204).

In dieser Selbsteinschätzung wird einerseits deutlich, wie sich Astrid selbst wahrnimmt und wie sie ihren Beruf ausübt, andererseits werden implizit angenommene Vorstellungen von

einer Kindergartenpädagogin deutlich. Astrid sieht in ihrem Beruf, so wie alle anderen Interviewten „mehr als nur einen Job“:

„Es ist sicher nicht nur ein Job. Man steckt schon auch viele Gefühle rein, also. (mhm) Also man ist traurig wenn die Kinder in die Schule kommen und groß werden und nicht mehr in den Kindergarten kommen und manchmal kriegen ma auch ein kleines Geschenk vom Kind extra ausgesucht (mhm) und dann, (lacht) manchmal auch ziemlich merkwürdige, kitschige Geschenke (beide lachen), aber es hat das Kind ausgesucht und das, also es ist halt schon rührend auch“ (244-249).

Diese Aussage zeigt, dass sich Astrid auf Beziehungen zu den Kindern einlässt und sich mitunter auch gewissermaßen schwertut, die Kinder nach einer gemeinsamen intensiven Zeit wieder loszulassen.

6.3.2 Familiäre Situation

Astrid hat eine 7 Jahre ältere Schwester, und einen 6 Jahre älteren Bruder. Sie wuchs gemeinsam mit ihren Eltern und Geschwistern auf einem Bauernhof, in einer ländlichen Gegend auf. Neben der Kernfamilie lebt auch noch die Mutter des Vaters dort. Astrid erzählt wie es dazu kam:

„Also meine Mama ist zu meinem Papa gezogen (mhm) und in dem Haus hat auch mein Opa und meine Oma gewohnt. Mein Opa ist schon, der is schon sehr früh gestorben, ich glaub, der ist sicher schon 16 Jahre tot oder so (mhm). Und meine Oma, lebt heut noch bei uns. Also die hat die eigene Wohnung, aber so so zu, Familienfeier, also ich sag jetzt amal ganz konkret Weihnachten, da is immer noch dabei, beim Feiern und so weiter.“ (651-655)

Diese Situation, dass die Mutter von Astrids Vater auch dabei war, dürfte mitunter auch Schwierigkeiten bedeutet haben:

„Das war, glaub ich, ziemlich schwierig für meine Mama, weil meine Oma ist irgendwie...die, die wollt halt immer noch die Frau im Haus sein, und hat halt also und wollt meiner Mama halt immer sagen was sie zu tun hat und was sie zu lassen hat. Es hat sicher schwierige Situationen geben, gibt's auch heute noch, aber meine Mama is jetzt so weit, dass sie sagt, ignorier ich“ (669-673).

Trotz dieser bestehenden Konflikte, bekomme ich den Eindruck, dass Astrid ihre Kindheit im Großen und Ganzen sehr positiv beschreibt. Sie scheint zu ihren Eltern und Geschwistern

eine relativ nahe Verbindung zu haben. Offenbar hat sie besonders zu ihrer Mutter einen sehr intensiven Kontakt, den sie auch mit täglichen Telefonaten pflegt. Sie erzählt, dass sie ihre Probleme immer mit ihrer Mutter bespricht. Diese arbeitete vor der Geburt der ältesten Schwester als Kellnerin, danach war sie zu Hause für die Kinder, den Haushalt und den Bauernhof zuständig. Astrids Vater ist mittlerweile in Pension, arbeitete jedoch davor als Reparateur in einer Firma für Ski-Lifte, wovon er im Laufe der Zeit „Vizechef“ wurde, wie sie erzählt. Als ich sie nach der Beziehung zum Vater frage, erzählt sie Folgendes:

„Ja, mein Papa war immer der, der mit mir, ah so Spiele gespielt hat und so also, wenn ich, wenn mir mal langweilig war, dann hat mein Papa irgendwas mit mir gemacht oder, ist mit mir in den Wald gegangen oder ist mit mir auf, also wir ham a Alm, is mit mir auf die Alm gegangen und hat dort irgendwas gemacht mit mir oder [...] Mein Papa war eher so der der Freund, der Abenteuerfreund, der mit mir coole Sachen gmacht hat mit an Schnitzmesser oder so, [...] Ja, der eher für die, für die Expeditionen und Abenteuer zuständig war“ (748-755)

Astrid scheint diese Hingabe des Vaters und das Interesse sehr zu schätzen bzw. geschätzt zu haben. Innerhalb der Familie hat Astrid die Rolle des „Nesthäkchens“. Für ihre Geschwister war sie, wie sie erzählt, die „kleine süße Nervensäge“. Offenbar dürfte sich besonders ihr Bruder rührend um sie gekümmert haben:

„Mein Bruder hat immer auf mich aufgepasst, der hat immer g’schaut, der is mit mir Baden gegangen und hat immer ein Auge auf mich gehabt, dass ich da, dass da nix passiert oder, weiß ich nicht, beim in die Schule gehen, war er immer bei mir und hat aufgepasst“ (701-703).

Ihre Schwester war aber immer schon eine Person, von der sie viel lernte und Dinge übernahm. Außerdem organisierte diese für Astrid als Kind oftmals tolle Geburtstags-feiern:

„Ich weiß noch genau, dass meine Schwester immer die coolsten Geburtstagsparties für mich gemacht hat (mhm) Also (lacht ein wenig) ahm totale, total durchdacht und geplant und so, also weil sie eben das so gern gemacht hat und das hat mir einfach total als Kind gefallen, so (mhm) so tolle Ideen vorgelebt zu bekommen“ (102-106).

Offenbar hat Astrid dieses Engagement ihrer Schwester genossen und sieht darin auch einen Grund für die Berufswahl. In der folgenden Aussage wird noch einmal die vorbildhafte Funktion der Schwester deutlich:

„Und meine Schwester war halt so die, die Schwester die mir halt, die große Schwester, die halt coole Sachen g'habt hat, die mir coole Sachen geborgt hat und, oder mir das Schminken beigebracht hat oder selber mal an mir geübt hat oder so“ (703-706).

Diese Aussagen zeigen, dass sich Astrid im Großen und Ganzen in ihrer Familie sehr wohl gefühlt hat. Astrids Eltern leben offenbar in einer sehr harmonischen Beziehung – Astrid betont dies in der Erzählung, sodass ich den Eindruck bekommen, dass sie sehr froh darüber ist und sich der Seltenheit dieser Situation bewusst ist. Astrid und ihre Geschwister besuchen das gemeinsame Elternhaus ca. einmal im Monat, was alle Beteiligten zu genießen scheinen.

„Und ich fahr noch ur gern nach Hause, weil's da am Wochenende kommen alle nach Hause, also auch meine Schwester und mein Bruder, der arbeitet jetzt in G. (Ort) (mhm) und dann ist es halt total gemütlich, wenn ma alle zusammen sitzen und essen. Das war auch ein Punkt, bei uns in der Kindheit, dass wir alle immer zusammen gegessen haben, beim Abendessen, dass wir alle immer zusammen gegessen sind und so wars halt schön und so familiäre Umgebung“ (499-503)

Diese Beschreibung verdeutlicht, dass Astrid sich als Teil einer funktionierenden Familie fühlt und ein sogenanntes Zusammengehörigkeitsgefühl entstanden sein dürfte. Insgesamt bewertet sie dies, offenbar äußerst positiv. Als ich sie frage, ob es Dinge gibt, die sie anders machen würde als ihre Eltern, antwortet sie:

„Hmmm...es gibt's bestimmt irgendwelche Fehler, die meine Eltern, also ich glaub, es gibt gar nicht die perfekte Erziehungsmethode, wo man keine Fehler macht und deswegen würd' ich sagen, ja im Großen und Ganzen würd' ich's so machen, wie meine Eltern“ (763-765).

Das zeigt, dass Astrid keine idealisierte, unrealistische Vorstellung von ihren Eltern mehr hat, aber doch im Großen und Ganzen sehr zufrieden ist, mit deren Erziehungsmethoden und ihrer Kindheit im Allgemeinen.

Astrid wirkt einerseits wie eine sehr freiheitsliebende, unabhängige und selbständige Person, die auch weiß was sie will - auch ihre „ungewöhnlichen“ Hobbys sprechen dafür, andererseits scheint sie eine überdurchschnittlich enge Beziehung zu ihrer Mutter aufzuweisen. Als ich sie frage, ob sie schon einmal einen Freund hatte, erzählt sie, dass ihre bis jetzt längste Beziehung ein halbes Jahr dauerte und von ihr, aufgrund des Gefühls eingengt zu werden, beendet wurde:

„Wenn ich verliebt bin, dann bin ich nicht so wahnsinnig verliebt und ich muss jede Sekunde mit dem verbringen [...] Und mir ist es auch mal wurscht, wenn der nicht da ist. Und der Freund der war halt irgendwie so, der wollt halt immer Zeit mit mir verbringen und, und und immer da sein und das ist mir irgendwann voll auf die Nerven gegangen, weil ich das überhaupt nicht, also ich, ich brauch meiner eigene Zeit irgendwie (mhm). Ich kann das nicht immer ständig jemanden um mich haben und alles mit ihm teilen und so (Ja). Ich brauch meine Ruckzugsmöglichkeiten auch“ (786-792).

Möglicherweise ist in Astrids Leben immer noch die Mutter die wichtigste Person, weshalb es keinen Platz für einen Freund gibt. Da das Gefühl eines gemeinsamen Alltags bzw. das Gefühl alle Sorgen und Probleme aber auch Freuden zu teilen durch die enge Beziehung zur Mutter schon befriedigt wird, könnte es sein, dass Astrid kein Bedürfnis nach der Partnerschaft hat. Offenbar scheint sie ihren Single-Da-Sein zu genießen.

6.3.3 Beruflicher Werdegang und Motivation

Astrids 7 Jahre ältere Schwester, die ebenso Kindergartenpädagogin ist, dürfte einen großen Einfluss auf die Wahl zur Ausbildung gehabt haben. Sie stellte offenbar in vielerlei Hinsicht ein Vorbild dar, weshalb es nahe lag, denselben beruflichen Weg einzuschlagen. Astrid erzählt den Berufsfindungsprozess folgendermaßen:

„Ich hab eine Hauptschule besucht und mit 14 war halt die Frage, ja, was mach ich jetzt und meine Schwester war halt zu dem Zeitpunkt schon fertig und war schon im Beruf und ich konnt‘ sie dann öfter besuchen und halt mal so in den Tag reinschnupern und begleiten die Kinder, ich hab einfach gesehen, das macht mir Spaß, also ich, ich wusste schon, dass ich keinen Job haben möchte, wo ich nur vorm Computer sitze oder weiß ich nicht, nur bürokratische Arbeit machen muss, also ich möchte gern einen abwechslungsreichen Beruf eben mit Menschen machen (mhm) und ja, also als ich da bei meiner Schwester eben reingeschnuppert hab, hab ich gesagt ja das will ich auch machen“ (80-87).

Möglicherweise war der Beruf der Kindergartenpädagogin auch der einzige Beruf in den sie schon „reinschnupern“ konnte, weshalb es nahe lag, diesen zu wählen. Astrid erzählt auch, dass ihre Schwester angeblich „immer schon Kindergärtnerin werden wollte“, während, sie den Beruf nie als „Traumberuf“ deklarierte. Astrid ist sich dessen bewusst, dass die Berufswahl, die im Alter von 14 Jahren erfolgte, eine schwierige ist, denn da „weiß man noch gar nicht so richtig, was man eigentlich machen möchte“ (91). Sie erzählt, dass auch ihre Eltern eine wichtige Rolle in diesem Zusammenhang einnahmen, denn sie bestanden darauf, dass sie eine Ausbildung mit Matura machen sollte. Nachdem Astrid sich verschiedene

Berufs- und Studienmessen angesehen hatte, entschied sie sich dafür, in die nahegelegene private BAKIP zu gehen.

Wie bereits erwähnt sieht sich Astrid in ihrem jetzigen Beruf nicht als endgültig, denn sie möchte noch gerne studieren oder andere Dinge ausprobieren, wobei sie noch keine genauen Pläne hat:

„Ja, mein Problem ist, dass ich gar nicht genau weiß, was ich jetzt in zehn Jahren haben wollen würde, oder, oder, gemacht haben möchte, also ich weiß halt von, von einigen, Freunden, die wollen in zehn Jahren, weiß ich nicht, ja einer hat eine utopische Vorstellung, dass er amal großer Regisseur wird und das will er halt in zehn Jahren haben so (mhm) und eben die eine Freundin, die möchte gern mit 30 dann Familie und einen Mann haben und ahm, ja eine andere Freundin möchte total gern in zehn Jahren, beides, also die möchte gern arbeiten und a Familie haben und, ich bin irgendwie so da, ich hab überhaupt keinen Plan (lacht) (mhm). Also ich sag amal, was kommt, das kommt und ich bin da jetzt überhaupt nicht fixiert auf eines, also. Wenn ich Kinder haben sollte, oder ja, ich werd' eh mal sicher Kinder haben, aber ahm, dann schau ich ob das, ob das entweder, ob ich das so haben will, dass ich dann arbeite, oder muss vielleicht, oder ob, sich das ausgeht, dass ich zu Hause bleib oder ahm, wenn ich jetzt sag, ich hab an urtollen Job und so keine Ahnung, dann, dann will ich wahrscheinlich mit 30 noch keine Familie und den aufgeben, weil der so klass is oder so. (809-821)

Diese Aussage verdeutlicht, dass Astrid viele verschiedenen Möglichkeiten in betracht zieht und sich selbst noch nicht fix in ein Bild einordnen möchte. Sie weiß noch nicht genau wo ihre Prioritäten liegen und hat noch keine fixen Vorstellungen von einem bestimmten Beruf, den sie zum Beispiel in zehn Jahren ausüben könnte. Sie scheint insgesamt für verschiedene Dinge offen zu sein und eine eher gelassene Einstellung aufzuweisen. Sie lässt die Dinge auf sich zukommen und schmiedet noch keine detaillierten Pläne. Sie meint zwar, sich noch nicht sicher zu sein, ob sie Kinder haben möchte, dann jedoch sagt sie: „ja, ich werd' eh mal sicher Kinder haben“, wo deutlich wird, dass sie vom „Konzept“ Familie nicht enttäuscht worden ist, weshalb sie es im Endeffekt, vermutlich, wie sie auch weiter oben beschreibt, ähnlich wie ihre eigenen Eltern machen wird.

6.3.4 „Weibliches“ Rollenverständnis

Generell scheint Astrid eine sehr flexible Vorstellung von angemessener „Weiblichkeit“ zu haben. Sie erzählt zwar, was für sie „klischeemäßig“ „Weiblichkeit“ bedeutet, betont aber, dass sie selbst keine klare Grenze zwischen „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ ziehen würde:

„Ich glaub da gibt's für mich keine Grenzen. Ich find's gut, wenn a Frau Stuntman werden möchte, oder weiß ich nicht a Tattoo-Studio aufmacht keine Ahnung, oder was ganz Extremes, Bunjee-Jumping betreibt, find ich geht genauso gut, oder, oder ich verurteile niemanden der sagt, ich möchte keine Kinder haben und möchte lieber Karriere machen, das also, ich find es gibt ja genug Frauen, die das, die gern Kinder haben möchten und die andern wollen's halt nicht. Also ich würd da nie, irgendwie sagen: was du willst keine Kinder oder du willst nur zu Hause sein und für die Kinder sorgen“ (372-378).

Sich selbst betrachtet sie als einerseits typisch „weiblich“, weil sie sich gerne schminkt, Modezeitschriften durchblättert oder kocht. Andererseits putzt sie aber nicht gerne und legt keinen besonderen Wert auf Markenkleidung oder Taschen, wie sie erzählt. In dieser Aussage wird deutlich, dass sie implizit doch von einem „Weiblichkeitsbild“ ausgeht, es aber nicht verurteilt, wenn Männer oder Frauen diesem nicht entsprechen.

„Ich finds schon schön, wenn ma sich amal so aufbrezelt und weiß ich nicht auf an Ball geht so, vorher noch beim Friseur war und sich total gut geschminkt hat also so richtig was super Weibliches, also ich find schon, dass Weiblichkeit oder weiblich, dass man eine Frau ist, das kann man schon unterstreichen. Aber ich sag amal, man kann auch auf irgendan Festival auf einer riesen langen Schlammrutsche dahin rutschen und keine Ahnung sich total grauslich dreckig machen und das ist dann auch Spaß“ (407-412).

Astrid zeigt also auf, dass sie beide Seiten in sich trägt und generell einen sehr offenen und man könnte sagen „modernen“ Umgang mit Rollenbildern hat. Sie erzählt, dass sie zum Beispiel, lieber Bier trinkt, als einen Cocktail – damit spricht sie wiederum ein implizit angenommenes Bild an. Sie beschreibt, das „Klischeebild“ von „Weiblichkeit“ folgendermaßen:

„Ja die Mama steht zu Hause am Herd und kocht und hütet das Haus und putzt das Haus und ahm, weiß ich nicht trägt nur Röcke (lachen beide) und schminkt sich und ähm versucht gut auszusehen und wechselt die Babywindeln und keine Ahnung - das wär halt so das klischeemäßige (lachend) Frauenbild. (mhm) Irgendwie ganz extrem ausgedrückt.“ (367-370)

Als ich sie frage, ob sie der Meinung ist, dass dieses Klischeebild heute noch existiert antwortet sie:

„Naja ich merk's halt, ahm nicht bei allen, aber bei manchem muslimischen Familien, (...) da is es halt schon noch so, dass die Frau sicher zu Hause ist und Essen kocht und das Haus putzt und dieses typische Frauenbild hat, und der Mann geht arbeiten. (...) Aber ich bin mir sicher, dass es halt genug Frauen ohne Migrationshintergrund gibt, die das vielleicht auch noch gern machen, oder gern machen würden, wenn sich's

finanziell manchmal, nur wenn sich's finanziell manchmal nicht ausgeht, gehen sie arbeiten, aber wenn sich's ausgehen würde, könnt ich ma vorstellen, dass einige Frauen sagen würden, gut geh ich nicht arbeiten, bleib ich zu Hause“ (383-393).

Diese Aussage unterstreicht die Relevanz dieser Thematik, denn wie auch Astrid bemerkt, existieren sehr wohl Klischeebilder und Menschen leben nach solchen Vorstellungen, auch wenn sich Astrid selbst aus dieser Debatte herausnehmen will und selbst keine klaren Grenzen sieht, so geht sie immanent dann doch von Stereotypen aus.

6.3.5 „Mütterlichkeit“ im Beruf

Als ich Astrid nach „Mütterlichkeit“ frage, kommt sie sofort auf ihre eigene Mutter zu sprechen, die sie offenbar als sehr positiv erlebt hat:

„Hm..das is a schwierige Frage also, ich weiß es halt nur von meiner Mama, also meine Mama, die hat wirklich alles für uns gemacht, die hat uns in der früh aufgeweckt, mit einem Bussi und dann hat sie Frühstück für uns gemacht und dann, weiß ich nicht, [...] am Abend hat sie mit uns geredet, was so los war und - ich find einfach man muss interessiert sein - ah an den Kindern und und eben nicht nur, also bedienen wär jetzt zu, zu wenig. Ich find umsorgen trifft's besser. Man muss einfach ein Kind in den Arm nehmen, wenn's weint und nicht weinen lassen oder, äh wenn's hinfällt kurz fragen wie's geht und eben ins Gespräch kommen mit den Kindern, sich für die Kinder interessieren. Das ist Mütterlichkeit für mich, oder, oder Elterlichkeit, keine Ahnung, weil die Papas gehören ja auch dazu (mhm) oder genauso und seine eigenen Interessen vielleicht hinten anstellen, und mal schauen, was das Kind eigentlich möchte“ (218-228).

Astrid spricht in ihrer Beschreibung von Mütterlichkeit verschiedene Aspekte an. Einerseits berichtet sie ganz konkret von ihrer Mutter und ihrer Art und Weise wie sie mit den Kindern „mütterlich“ umgegangen ist. Andererseits geht sie auch von allgemeinen Annahmen wie einem Interesse für das Kind, und ein Umsorgen des Kindes aus. Sie betont auch, dass sie „Mütterlichkeit“ nicht nur an „Weiblichkeit“ binden würde und wirft den Begriff „Elterlichkeit“ ein – dies zeigt, dass der Begriff „Mütterlichkeit“ in dem Sinne wie er für diese Diplomarbeit eingegrenzt wurde, als geschlechterunabhängige Ressource betrachtet wird. In der weiteren Beschreibung wird deutlich, dass auch das Zurückstellen der eigenen Interessen ein wesentlicher Punkt ist - damit zeigt sie, dass „Mütterlichkeit“ ein „für andere Da sein“ darstellt. Ein weiterer Aspekt, der auch bei allen Interviewpartnerinnen vorkommt,

ist jener der körperlichen, zärtlichen Zuneigung - Mütterlichkeit ist also auch ein Ausdruck davon. Interessant ist, dass in der Beschreibung sofort auf ihren Beruf zu sprechen kommt:

„Und vielleicht auch mal das Kind, ich sag jetzt nicht gefährliche Sachen machen lassen, aber halt Sachen, wo man sich denkt, das kann ein Kind noch gar nicht. Also wenn das Kind gerne möchte, eine Kerze anzünden möchte, dann mach ich das auch mit dem Kind zusammen (mhm). Wir besprechen das, wir sagen, was, was daran gefährlich ist, wie man's macht und so weiter und dass man das auch nur mit einem Erwachsenen machen möchte, ah machen sollte. Aber wir machen das dann auch, oder mit an Messer schneiden amal. Auch mit an Gemüsemesser, wir ham Gemüsesuppe gemacht und. Ich weiß nicht, einfach aufs Kind hören mal. (mhm) Und nicht nur machen, was man so von seinen Eltern auch mitgekriegt hat, also auch mal experimentieren und (mhm, mhm) ja schauen, was dabei raus kommt“ (228-237).

Diese Beschreibung von Mütterlichkeit erscheint mit sehr passend in diesem Zusammenhang – sie spricht einerseits alle wichtigen Faktoren an, andererseits sieht sie sofort einen Zusammenhang zu ihrem Beruf und zu ihrer eigenen Situation. Darüber hinaus, geht sie auch von ihrer konkreten Mutter aus. Da sie als wesentliche Aspekte einer angemessenen Erziehung auch das Vorhandensein einer gewissen Autorität erachtet, spricht sie auch die Aspekte von Macht und Führung an. Mit einem Beispiel verdeutlicht sie, dass sie sich „irgendwo zwischen einem autoritären und einem antiautoritären“ Erziehungsstil einordnen würde:

„Ich find man muss halt diese Balance finden zwischen dem Kind schon zeigen, ja wenn du eine Kerze anzündest, dann ist das (lachend) gefährlich, (mhm) aufpassen, aber jetzt nie sagen, nein du bist zu klein mach das nicht. Es gibt natürlich bestimmte Sachen, die ein Kind einfach noch nicht machen kann, also, ein Flick Flack nach hinten, (lachend) keine Ahnung, das glaub ich wär' schon äußerst gefährlich, oder ein Salto keine Ahnung. Aber so, so Dinge, die ein Kind machen will, wo's Interesse zeigt und die in einem Rahmen fürs Kind auch gemacht werden können, würd' ich schon mit an Kind machen...(mhm) Also ich finde man muss halt, das Kind schon führen, aber auch das Kind amal ahm, lassen, also nicht lassen, aber schauen was das Kind will und das dann für das Kind die Umgebung so schaffen, dass es das selber ausprobieren kann“ (350-359).

Folgende Aussage zeigt, dass sich Astrid, wie die anderen Interviewpartnerinnen, mehr Sinn und Zeit für mütterliche bzw. elterliche Qualitäten wünschen würde:

„Aber ich find, fänd's halt besser, wenn die Eltern sich mal wirklich noch mit dem Kind hinsetzen würden und Hausaufgabe machen würden, weil total viele Eltern einfach gar nicht mehr wissen, wie gut oder wie, wie viel weiß mein Kind eigentlich schon. (mhm) Also manchmal kommt's mir vor, dass Kinder einfach schon zu viel abgeschoben werden, von, von den Müttern von den Eltern, weil's ihnen einfach durch das, dass sie arbeiten müssen im Beruf und dann noch zu Hause das Kind managen müssen zu viel wird. (mhm) Ich hab Kinder, die

kommen um halb sieben in der früh, also wenn der Kindergarten aufsperrt, und werden erst so um halb sechs abgeholt. Also wie viel Zeit bleibt dann noch für Eltern-Kind-Situationen? Die werden dann wahrscheinlich dann noch das Abendessen kriegen und schlafen gehen. Das find ich halt schade und deswegen find ich's gut, wenn ma sagt als, man kann's ja auch als Mann sagen, ahm, ich möchte gern zu Hause bleiben und für mein Kind da sein.“ (279-308)

Insgesamt scheint Astrid eine Person zu sein, die differenzierte Bilder und Ansichten aufweist. Sie möchte sich dezidiert von klischeehaften Vorstellungen von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ abgrenzen und spricht von „verschwimmenden Grenzen“, auch wenn sie dann implizit von gewissen Vorstellungen ausgeht, stellt sie diese in Frage.

Astrid entspricht, wie sie selbst anmerkt, nicht dem Klischeebild einer Kindergartenpädagogin, welches sie sich folgendermaßen vorstellt:

„Naja ich, ich merk, ich bin keine typische Kindergärtnerin (lachend) (mhm) weil in, als ich in die BAKIP gegangen bin, da waren halt die, da hat ma so ein bestimmtes Bild von den Maturanten gehabt, die sind so, das waren so nette Kindergärtner, also blöd jetzt erklärt, das waren so nette...so wie in Richtung Öko (mhm) Kindergärtnerinnen, die halt immer mit so an Bastkorb herumgegangen sind und da ihre ganzen Sachen drinnen g'habt hab und total organisiert und total äh ruhig und liebevoll, also liebevoll bin ich auch, aber ich bin eher ein etwas lauterer Mensch, ein etwas actiongeladener Mensch und überhaupt nicht so die besänftigende (lacht) ruhige Kindergärtnerin“ (197-204).

Ihre speziellen Hobbys und ihr Freiheitsdrang, widersprechen dem „sanften“ Weiblichkeitsbild und lassen ein tatkräftiges, aktives Persönlichkeitsbild entstehen. Sie trägt offenbar „männliche“ und „weibliche“ Anteile in sich selbst, und kann beide bis zu einem gewissen Grad ausleben und zulassen.

6.3.7 Resumé

Insgesamt sind es auch bei Astrid verschiedene Faktoren und Einflüsse, die sie zu ihrem Beruf geführt haben. Einerseits die vorbildhafte Schwester, die alleine durch die Rolle, die ältere Schwester zu sein, eine Identifikationsfigur darstellen dürfte. Aber auch ihre Mutter, die für Astrid offenbar die „perfekte“ Mutter verkörpert, dürfte einen wichtigen Einfluss ausgemacht haben. Die Mutter hat ihr „Mütterlichkeit“ gegeben bzw. vorgelebt und stellt, wie auch in der Theorie ersichtlich wurde, mehr oder weniger naturgegeben, einen wichtige Identifizierungsfläche dar. Astrid hat aber, wie bereits erwähnt, nicht nur die „sanfte“ passive,

„weiblich-mütterliche“ Seite in sich, sondern bezeichnet sich selbst als „actiongeladen“. Ihre Hobbys, wie Kung Fu und Schwertkampf, stehen dem von Astrid beschriebenen „Weiblichkeitsbild“ konträr gegenüber. Wie bei Cornelia und Lena lassen sich auch die kreativen Aspekte des Berufs als Grund für die Wahl erkennen, denn auch für Astrid wäre die erste Alternative statt der BAKIP eine musische Schule gewesen. Astrid betont auch das Interesse an sozialen Beziehungen, an Menschen und die Abwechslung die der Beruf bietet, als positive Elemente und Motivationsgründe für den Beruf.

Interessant ist, dass Astrid, von selbst sofort auf die „Mütterlichkeit“ im Beruf zu sprechen kommt, ohne, dass sich hier eine Anregung, Frage oder Ähnliches meinerseits voranstellte.

6.4 Reflexion

Insgesamt sind alle Interviews sehr angenehm verlaufen. Ich hatte zuerst Bedenken, von den fremden Personen eine persönliche Öffnung zu erwarten und war deshalb umso mehr, über die rege Bereitschaft zu sprechen, erstaunt. Es zeigte sich, dass die Interviewpartnerinnen selbst einen Nutzen aus dem Gespräch ziehen konnten, denn sie wussten danach mehr über sich selbst als zuvor. Besonders bei Cornelia gewann ich den Eindruck, dass sie die Gelegenheit über sich selbst nachzudenken, sowie den Raum, der ihrer persönlichen Erzählung gewidmet wurde, nutzen konnte.

Für mich selbst war es während der Interviews eine Herausforderung, einerseits darauf zu achten, dass die Fragen beantwortet werden, andererseits den Gesprächsverlauf nicht zu sehr zu lenken und dennoch spontane Fragen oder Überlegungen einwerfen zu können. Es ist m. E. eine Frage die einer Gratwanderung gleicht, inwieweit man eine Art Gespräch entstehen lässt, damit sich die Person wohl fühlt und sich in seiner Erzählung bestärkt fühlt und sich dazu bereit fühlt sich dermaßen zu öffnen, dass auch intime persönliche Inhalte zu tage kommen, über die man möglicherweise nicht so leicht spricht. Andererseits sollte man als Interviewperson aber eine neutrale Übertragungsfläche darstellen, um wertvolle Elemente der Gegenübertragung und Übertragung aufnehmen und interpretieren zu können.



7 Auswertung und Rückschluss auf die Theorie

Im Folgenden soll noch einmal, kurz auf die wesentlichen Elemente der drei beschriebenen Falldarstellungen in vergleichender Weise eingegangen werden. Es soll herausgearbeitet werden, welche Faktoren wesentlich sind, und wo sich Parallelen und Unterschiede erkennen lassen. Nicht zuletzt soll in diesem abschließenden Kapitel noch einmal ein Zusammenhang zur Theorie hergestellt werden und untersucht werden, inwieweit bzw. ob sich die theoretischen Überlegungen in der Praxis wieder finden lassen.

7.1 Die konkrete Mutter

Die Beziehung zur konkreten Mutter, aber auch die Rolle und Vorbildfunktion dieser scheint in allen drei Falldarstellungen eine sehr wichtige Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung der Interviewpartnerinnen zu haben bzw. gehabt zu haben. Die konkrete Mutter fungierte als Vorbild für eine angemessene Geschlechtsrollenidentität. Alle drei Interviewten sind der Meinung, dass ihre Mutter ein „mütterlicher Typ“ war.

Bei Astrid kommt durch Beschreibungen des Alltags in der Kindheit sehr gut zur Geltung, dass sich ihre Mutter „mütterlich“ um sie gekümmert hat. Lena bezeichnet ihre Mutter auch als „mütterlich“ und meint, dass sie es manchmal stören würde, wenn diese „noch zu viel Mutter“ wäre. Auch Cornelia betrachtet ihre Mutter als „mütterlich“.

Möglicherweise ist das Vorhandensein einer „mütterlichen“, wohlwollenden Mutter ein Grundstein für die Entscheidung zum Beruf der Kindergärtnerin. Bei Astrid, Cornelia und Lena kann man das Vorhandensein einer „good enough mother“ (vgl. Winnicott 2006) als grundlegend für die Entscheidung für den Beruf erachten, denn sonst würden sie sich möglicherweise nicht in der Lage sehen, mit kleinen Kindern adäquat umzugehen. Das Vorhandensein einer positiven Mütterlichkeits-Erfahrung trägt also einen Teil zur Berufswahl bei, wenn auch der Umkehrschluss sicher nicht verallgemeinerbar ist.

Cornelia scheint eine sehr intensive und enge Beziehung zu ihrer Mutter gehabt zu haben, die sich jedoch auch ambivalent gestaltete. Lena weist ebenso eine sehr enge Verbindung zu ihrer Mutter auf, die durch den gemeinsamen Arbeitsraum noch intensiver wird. Astrid scheint eine insgesamt vorwiegend positive Beziehung zu ihrer Mutter zu haben und bezeichnet diese gewissermaßen als „beste Freundin“.

Interessant ist, dass alle drei Mütter dem „traditionellen“ Rollenbild einer Frau entsprachen, wobei Cornelias Mutter durch die Abwesenheit eines Vaters oftmals auch den „Männerpart“ übernommen hatte, woran sich Cornelia jedoch störte. Möglicherweise ist sie deshalb jene der Probandinnen, die das „konservativste“ Weltbild, bzw. die „traditionellste“ Vorstellung von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“, aufweist.

Die ödipale Situation die mit der Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil endet, scheint bei den Probandinnen unterschiedlich verlaufen zu sein.

Nach der Analyse der Falldarstellungen scheint es so, als ob sich Astrids Entwicklung am meisten parallel zu den theoretischen Ausführungen vollzogen hatte. Sie lebte in einer klassischen Vater-Mutter-Kind Situation, wobei die Geschwister sehr viele älter waren, sodass hier offenbar keine allzu deutlichen Rivalitäten vorlagen. Sie erlebte die Beziehung zwischen den Eltern als positiv. Sie erzählt mit einer solchen Begeisterung von den gemeinsamen Abenteuern und Erlebnissen mit dem Vater während der Kindheit, sodass es scheint, als ob dieser die ödipalen Wünsche bis zu einem gewissen Grad, in einer symbolischen Form, wie Anerkennung und gemeinsames Spiel, erfüllen konnte. Sie freut sich zwar über die harmonische Beziehung der Eltern und scheint ihre Mutter nicht eifersüchtig wahrzunehmen, was auf eine positive Überwindung des Ödipuskomplexes hindeutet, gleichzeitig weist sie aber eine „schwärmende Haltung“ auf, wenn sie über ihren Vater spricht, so als ob sie immer noch in der Rolle des bewundernden Kindes wäre. Offenbar ist Astrid von ihren Eltern innerlich noch nicht ganz abgelöst.

Anders verlief die ödipale Situation bei Cornelia. Hier fehlte der männliche Bezug in der Kernfamilie, sodass diese Figur vom Großvater übernommen wurde. Der Großvater, kann jedoch nicht mit der Mutter auf einer Ebene gesehen werden, denn er ist ihr Vater und hat deshalb möglicherweise für Cornelia einen „höheren“ Stellenwert als ihre Mutter. Gleichzeitig fehlt dadurch die Triangulierung der Situation, sodass Cornelia in der Kindheit nicht lernen musste, dass ihre Mutter außer ihr noch jemand anderen liebt. Wie in der Interpretation beschrieben, musste Cornelia erst im Alter von 20 Jahren diese Erfahrung der Eifersucht machen, und erkennen, dass sie von der Liebesbeziehung ihrer Mutter und deren Freund ausgeschlossen ist. Dennoch scheint sich Cornelia angemessen entwickelt zu haben und eine reflektierte, angemessene Sichtweise aufzuweisen. Sie scheint sich mit einigen Zügen der Mutter positiv identifiziert zu haben und Aspekte wie Durchhaltevermögen und Loyalität, aufgrund der Vorbildwirkung der Mutter, internalisiert zu haben.

Lenas Situation weicht ebenso von der modellhaften Situation der Entwicklung der Geschlechtsrollenidentität ab, wobei sich ödipale Situation sicherlich schon vor der

Scheidung der Eltern zu Ende neigte. Dennoch musste Lena ihre eigene Mutter als schwach und hilflos erleben, weshalb sie das Gefühl bekam, für diese verantwortlich zu sein. Möglicherweise musste sie ihrer Mutter unbewusst einen Vorwurf machen, weil diese es nicht geschafft hatte, den Vater zu behalten. Lena musste also gleichzeitig mit dem Verlust der konstanten väterlichen Bezugsperson und der Schwäche der Mutter fertig werden. Dennoch scheint Lena ihre Mutter als Mensch mit positiven und negativen Seiten realistisch wahrzunehmen und viele Dinge sehr an dieser zu schätzen bzw. geschätzt zu haben. Offenbar hat sich auch Lena mit ihrer Mutter identifiziert, sodass sie denselben Beruf einschlug und bis heute mit der Mutter im gleichen Haus arbeitet. Ich bekomme den Eindruck, dass Lena ihre Mutter nicht mehr als Konkurrentin oder Objekt der Eifersucht wahrnimmt, denn sonst wäre das gemeinsame Arbeiten vermutlich nicht so problemlos möglich.

Zusammenfassend kann man bei den Interviewpartnerinnen erkennen, dass die Rolle der Mutter eine sehr wesentliche für die Entwicklung der Geschlechtsidentität ist. Die Interviewten haben sich mit der Mutter gewissermaßen identifiziert und weisen Ähnlichkeiten mit dieser auf.

7.2 Das weibliche Rollenbild – die „Geschlechtsidentität“

Die Vorstellung von „Weiblichkeit“ der Probandinnen ist einerseits sehr verschieden, andererseits lassen sich Kernelemente bei allen wiederfinden. Interessant ist, dass es schwierig zu sein scheint, einen positiven Begriff von „Weiblichkeit“ der nicht stereotyp oder „von früher“ ist, zu formulieren und dennoch als „weiblich“ verstanden werden kann. Es scheint also so, dass es nur dieses eher negativ behaftete Bild von „Weiblichkeit“ gibt, und eine positive Betrachtung nicht ohne den Zusatz, „aber da gibt es keine Grenzen“ oder „aber das können Männer auch“ bestehen kann.

Im Theorieteil wurde herausgearbeitet, dass sich die psychoanalytische Sichtweise von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ an dem Prinzip der Anteiligkeit orientiert. Es gibt also kein schwarz und weiß, sondern es gibt Aspekte, die in jedem Menschen existieren. Diese Aspekte jedoch, sind sehr wohl als „weibliche“ oder „männliche“ zu bezeichnen. Freud unternahm hier vor allem die Unterscheidung in „aktiv“ und „passiv“. Auch Chasseguet-Smirgel unterstützte diese Sichtweise und spricht von der „Passivität“ der Frauen (vgl. Kap. 3.5.2).

Interessant ist, dass dieses Gegensatzpaar bei keiner der Interviewten wörtlich genannt wurde.

Cornelia bleibt bei ihrer Beschreibung von Weiblichkeit sehr stark auf dem Aspekt der „Mütterlichkeit“ und bezieht sich auf Kinder. Lena hingegen betont das „Weiche“ „Warme“ und die Gefühlsebene im Gegensatz zum logischen Denken. Astrid distanziert sich am meisten von stereotypen Vorstellungen. In der Erzählung wird dann jedoch mehr und mehr ein implizites Bild von „Weiblichkeit“ deutlich, wobei sie deutlich sagt, dass sie niemanden verurteilt, der diesem nicht entspricht - genauso wenig wie sie sich selbst in dieses Stereotyp einordnen lassen möchte.

Insgesamt fällt auf, dass die drei Kindergartenpädagoginnen Schwierigkeiten haben zu erklären, was für sie als „typisch weiblich“ gilt. Diese Schwierigkeiten könnte man einerseits auf die fehlenden positiven „role models“ zurückführen, andererseits aber, zeigen sie, dass sich ein Wandel der Vorstellung von Geschlechtern vollzieht und, dass menschliche Eigenschaften mehr und mehr losgelöst vom sozialen Geschlecht betrachtet werden. Im Großen und Ganzen distanzieren sie sich von klaren „traditionellen“ Vorstellungen und relativeren Stereotype.

7.3 Kreativität

Interessant ist, dass bei den drei Kindergartenpädagoginnen der Aspekt der Kreativität stark betont wurde und mitunter als Auslöser für die Berufswahl angesehen wird. Die Möglichkeit zur selbstständigen freien Gestaltung, sowie die Möglichkeit musische und andere kreative Fähigkeiten in den Beruf einfließen zu lassen, scheinen die Probandinnen sehr zu schätzen.

Chasseguet-Smirgel zufolge entsprechen intellektuelle und kreative Fähigkeiten unbewusst einem „Phallus-Erwerb“, weshalb hier oft eine Hemmung bei Frauen vorläge (vgl. ebd.). Demnach müssten die Probandinnen also auch ein gewisses Maß an symbolischem „Phallus“ aufweisen, denn sie scheinen alle drei kreativ zu sein.

Offenbar weist der Beruf der Kindergartenpädagogik sehr wohl auch phallische Elemente, wie Aktivität und Kreativität auf. Es zeigt sich, dass auch dieser Beruf „weibliche“ und „männliche“ Aspekte aufweist.

7.4 Das „Spielen“ mit kleineren Kindern – Aspekte der „Mütterlichkeit“

Als Kindergartenpädagogin ist man den Kindern gegenüber in einer „mütterlichen“, aber auch in einer „mächtigen“ Position. Man ist den Kindern überlegen und bestimmt zuweilen

über diese. Bei Lena und Cornelia wird deutlich, dass sie bewusst davon ausgehen, dass sie immer schon gerne mit jüngeren Kindern Zeit verbracht haben, weshalb sie hier eine Verbindung zur Berufswahl sehen. Astrid erzählt dies zwar nicht, denn sie war offenbar in ihrer Familie die Jüngste, jedoch kommt in ihren Erzählungen des Berufs zur Geltung, dass sie sich, in dieser Rolle sehr wohl fühlt.

Man sollte dazu in der Lage sein, die Gefühle der Kinder aufnehmen zu können und zu „Halten“, um ihnen das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit zu vermitteln (vgl. Winnicott 2006).

Die Kindergartenpädagogin kann sich dadurch bestätigt fühlen und sich ihrer wichtigen und machtvollen Aufgabe bewusst werden. Offenbar scheinen Astrid, Cornelia und Lena dieses Gefühl und diese gewisse „Machtposition“ zu genießen.

7.5 Kinder als positive Resonanz

Das Gefühl ein Kind angemessen getröstet, begleitet oder ihm Spaß bereitet zu haben, scheint der Grund für die hohe Befriedigung der Probandinnen zu sein. Denn Kinder zeigen ein ehrliches Feedback und das scheint die wichtige und schöne Bestätigung für die jungen Frauen darzustellen.

Cornelia macht dazu folgende Aussage:

„Und des is des Feedback vo die Kinder afoch a Lochn, oder dass eana, dass ma siacht, dass Spaß a mit dem haum – des is des Schenste am Beruf.“ (Cornelia, 928-029)

Auch Lena sieht in den Rückmeldungen der Kinder eine wertvolle Bestätigung:

„Ja zum Beispiel eben wenn die Kinder ein Problem haben miteinander oder so und und ich kann sie dabei begleiten, das Problem zu lösen oder so oder ahm, wenn ich seh, wie viel Freude, dass‘ im Kindergarten haben oder ja wie gerns hergehen, oder ja also irgendwie wenn ich halt das G’fühl hab, jetzt hab ich’s so richtig gut begleitet“ (Lena, 320-323).

Astrid spricht auch das Feedback der Eltern an, durch welches sie sich bestätigt fühlt. Sie scheint es zu genießen, wenn sie sieht dass die Kinder Spaß haben:

„Ja, weil’s einfach ein Beruf ist, der ahm immer anders is, nie, nie gleich. Also von Tag zu Tag verschieden, einmal weiß ich nicht, sagt ein Kind was total Lustiges wie du riechst wie ein Schwimmbad (...) Oder ah, die

Mutter klopf dir auf die Schulter und sagt wie toll die Arbeit nicht ist und so aber also man kriegt auch immer wieder ein Feedback (mhm) und das is toll“ (Astrid, 148-152).

Das Gefühl für jemand anderen da zu sein, für diese Person wichtig zu sein, ist womöglich die Entschädigung, die man für Anstrengungen und schlechte Rahmenbedingungen bekommt, die offenbar auch finanzielle Einbußungen nicht so gravierend erscheinen lassen.

8 Conclusio

Im theoretischen Teil dieser Diplomarbeit wurden die grundlegenden Begriffe „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“ von deren vermeintlicher Naturwüchsigkeit befreit. „Mütterlichkeit“ wurde als historisch gewachsene, jedoch existentiell notwendige, geschlechterunabhängige soziale „Care-Ressource“, von der biologischen Mutterschaft, dem Mutter-Sein und der Mutterliebe, differenziert. Der Zusammenhang zwischen Mutter-Sein und Frau-Sein wurde herausgearbeitet und leitete zugleich zur Frage, nach der Entstehung von „Weiblichkeit“. Nach einigen psychoanalytischen Herleitungen und Erläuterungen wurde dieser Frage auf den Grund gegangen. Allen voran die Ansätze von Freud, aber auch jene von Nancy Chodorow, Janine Chasseguet-Smirgel und Melanie Klein wurden erläutert, um schlussendlich auf gemeinsame Folgerungen zu schließen. Ausgehend von der Tatsache, dass hauptsächlich Frauen Kindergartenpädagoginnen sind, und dass dieser Beruf als zentrale Inhalte „mütterliche Aspekte“ aufweist, wurde herausgearbeitet, inwiefern ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Ebenen bestehen könnte.

Zusammenfassend konnte festgestellt werden, dass die Herausbildung der psychosexuellen Geschlechtsidentität von verschiedenen psychischen, sozialen und biologischen Faktoren abhängt und damit zu einer spezifischen Ausgestaltung und Verinnerlichung eines „Weiblichkeitsbildes“ führt. Aus der triebdynamischen Entwicklung der Geschlechtsidentität läßt sich also erklären, weshalb sich vorwiegend Frauen in sozialen und „mütterlichen“ Berufen befinden.

Die empirischen Beispiele konnten, diese Schlussfolgerungen ergänzen und zeigten, dass die Berufsentscheidung von verschiedenen, ineinander verstrickten Faktoren beeinflusst wird. Neben konkreten sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen, spielten die Familie bzw. die Eltern, eine große Rolle. Die spezifischen familiären Dynamiken bzw. die damit verstrickten frühkindlichen Identifizierungen mit der Mutter können als beeinflussend auf die Berufswahl der Probandinnen gelten. In den Beispielen und Interpretationen konnte gezeigt werden, dass die Berufsentscheidung auch von unbewussten Inhalten bestimmt wird, dazu zählen zum Beispiel Vorstellungen von „adäquater Weiblichkeit“, denen man unbewusst entsprechen möchte.

In Lenas Aussage wird deutlich, dass sie ein stereotypes Weiblichkeitsbild als Grund für die starke weibliche Überrepräsentanz in diesem Beruf betrachtet:

„auch bissl so, is schwirrt's noch immer so in den Köpfen herum, die Frauen sind einfach für die Kinder zuständig und für die Erziehung und alles Mögliche und das is einfach ein Frauenberuf und ja Männer haben da nix verloren irgendwie“ (Lena 1017-1020).

Auch Cornelia stellt zusammenfassend fest, dass sich Männer aufgrund bestehender gesellschaftlicher Bilder nicht in die Sphäre der „weiblichen“, „mütterlichen“ Arbeit begeben wollen:

„I glaub, dass waunn Männer die Ausbildung mochn, vo de andern Männer ihrer Umgebung a bissl so owi gmocht werdn: Ah du wirst Kindergarten-Onkel, das des a bissl so ins Lächerliche zogn wird oft. A Mau muaß hoit immer stoark sei und gscheite Berufe wie Installateur oder Mechaniker (imitiert so eine gewissen männliche Stärke) oder solche Berufe (mhm) glaub, dass des, so a Klischee vo friaher is und, dass die Mauna do jetztn ned so in die Mütterlichkeit verfoin woin oder jo. I glaub des is sicher ana vo die Hauptgründe, dass afoch a Mau, des Klischee vo friaher aufrecht erhoitn muaß (mhm) an stoarken Beruf oder jo sowos“ (Cornelia 2107-2113).

Astrid stellt ebenso einen einleuchtenden, offenbar immer noch bestehenden Zusammenhang her:

„also Kindergärtnerin, gleich Kinder, gleich Mutter, Mutter ist weiblich“ (900-901).

Diese Aussagen zeigen welche Bilder die Probandinnen von ihrem Beruf aufweisen und verdeutlichen den Zusammenhang zu ihrer eigenen konkreten Berufsentscheidung. In den einzelnen Interpretationen wurde darauf näher eingegangen.

Es wird noch einmal deutlich, worin die Probandinnen den Grund für die Tatsache, dass 99% aller KindergartenpädagogInnen in Österreich weiblich sind, sehen. Trotz dieser Tatsache, sind sich alle einig, dass diese wichtige Arbeit auch von Männern, und zwar in gleicher Qualität, ausgeführt werden könnte. Dies zeigt, dass die Probandinnen zwar möglicherweise unbewusst von „Weiblichkeitsbildern“ beeinflusst werden und diese stereotypen Bilder immer noch bestehen, es zeigt aber auch, dass bereits eine Loslösung von solchen Klischees begonnen hat, denn die Probandinnen distanzieren sich persönlich davon. Astrid, Cornelia und Lena würden sich mehr Männer in Erziehungsberufen wünschen. Sie weisen darauf hin, dass vielen Kindern eine männliche Bezugsperson fehlt, wenn die außerhäuslichen pädagogischen Aufgaben ausschließlich von Frauen übernommen werden.

Einen weiteren Grund für die fehlenden Männer in dem Beruf, sehen die Probandinnen in der schlechten Bezahlung. Neben einer angemessenen finanziellen Honorierung bedarf es also einer höheren gesellschaftlichen Wertschätzung dieser existentiellen Aufgabe:

„Berufe die eine mütterliche Haltung als wesentliches Element beinhalten, werden in unserer Gesellschaft heute gering geschätzt, was sich in der schlechten Bezahlung spiegelt: Pflegeberufe wie Krankenpflege und Altenpflege sowie Erziehungsberufe für kleine Kinder, in denen scheinbar eher die mütterlichen Qualitäten wie Hüten, Pflegen, Begleiten vorrangig sind, wie z.B. Erzieherinnen und Kinderpflegerinnen.“ (Heidinger 2010, S.190).

Ich möchte mich an Isabella Heidinger halten, die dafür plädiert, diese so wichtige und wertvolle „Care-Ressource“ neu zu bewerten und geschlechterunabhängig zu betrachten.

Trotz der offenbar geringen Wertschätzung der „Mütterlichkeit“ fühlen sich immer noch viele Frauen dazu hingezogen Berufe, die dieses Attribut enthalten, auszuführen. Offenbar liegt hier, trotz einer allmählichen Veränderung und einer immer stärker werdenden Teilhabe von Männern an dieser Sphäre, ein Zusammenhang mit der Geschlechtsidentität vor.



9 Literatur

Adorno, T.W. (2003): Soziologische Schriften I. Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie.

Argelander, H. (1970): Das Erstinterview in der Psychotherapie. Wissenschaftl. Buchgesellschaft, Darmstadt

Aries, P. (2007): Geschichte der Kindheit. München: Deutscher Taschenbuch Verlag

Badinter, E. (1981): Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. Piper: München

Baum, D. (2006): Elternschaft als Bildungsthema. Eine interdisziplinäre Untersuchung zu Grundlagen, Problemen und Perspektiven der Elternbildung im deutschsprachigen Raum einschließlich einer repräsentativen Elternbefragung in Oberösterreich. Linz

Beck-Gernsheim, E. (1989): Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. C.H. Beck: München

Benjamin, J. (1988): die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel/Frankfurt a. Main.

Bernart, Y. /Krapp, St. (2005): Das narrative Interview. Ein Leitfaden zur rekonstruktiven Auswertung. (3. überarbeitete Auflage) (Forschung, Statistik & Methoden, Band 3). Landau: Verlag empirische Pädagogik

Bertram (2005): Zukunft Familie. Ergebnisse aus dem 7. Familienbericht. In: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/ergebnisse-7.-familienbericht.property=pdf.pdf>. [Zugriff: 05.10.2010]

Birksteed-Breen, D. (2005): The feminine. In: Budd, S. & Rusbridge, R. (Eds.) Introducing Psychoanalysis. Essential Themes and Topica. London, New York, Routledge

Bohnsack, R. (1991): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen

Brenner, Ch. (1976): Grundzüge der Psychoanalyse. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt, 14-17

Brosig, B./Gieler, U. (2004): Die Haut als psychische Hülle. Gießen, Psychosozial Verlag

Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Chasseguet-Smirgel, J. (1981): Das Ich-Ideal. Psychoanalytischer Essay über die "Krankheit der Identität". Literatur der Psychoanalyse, hg. von A. Mitscherlich, Suhrkamp: Frankfurt

Chasseguet-Smirgel, J. (1988): Zwei Bäume im Garten. Zur psychischen Bedeutung der Vater- und Mutterbilder. Psychoanalytische Studien. Aus dem Französischen von Eva molenhauer. München, Wien: Verlag internationale Psychoanalyse.

Chasseguet-Smirgel, J. (1974): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. Frankfurt am M.: Suhrkamp Verlag

Chiland, C. (2007): Weibliche Sexualität und feminine Identität. In: Kopeinig, M. / Löffler-Stastka, H. / Thierry, N. (Hg): Die Frau in der Psychoanalyse. Wien: Facultas

Chodorow, N. (1990): Das Erbe der Mütter. Psychologie und Soziologie der Geschlechter. Originaltitel: „The Reproduction of Mothering“. Deutsche Übersetzung Verlag Frauenoffensive: München

Cornelißen, W. /Gille, M. / Knothe, H. /Meier, P. /Queisser, H. /Stürzer, M. (2002): Junge Frauen – junge Männer. Daten zur Lebensführung und Chancengleichheit. Eine sekundäranalytische Auswertung. Opladen: Leske u. Budrich.

Datler, W. / Stephenson, Th. (1999): Tiefenpsychologische Ansätze in der Psychotherapie. In: Sluneko, Thomas/ Sonneck, Gernot (1999): Einführung in die Psychotherapie. Facultas: Wien, 77-85

De Beauvoir, S. (2007): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Rohwolt Taschenbuch Verlag: Reinbek bei Hamburg.

Deutsch, H. (1944): Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen. Wien.

Dichatschek, G. (2008): Von der Schule in die Arbeitswelt. Vorberufliche Bildung und Erziehung.

<http://www.netzwerkgegengewalt.org/wiki.cgi?VonDerSchuleInDieArbeitswelt#61BenachteiligungsaspektevonM%E4dchen> [Zugriff: 02.03.10]

Diem-Wille, G. (1996): Karrierefrauen und Karrieremänner. Eine psychoanalytisch orientierte Untersuchung ihrer Lebensgeschichte und Familiendynamik. Opladen: Westdeutscher Verlag

Diem-Wille, G. (2003): Das Kleinkind und seine Eltern. Perspektiven Psychoanalytischer Babybeobachtung. Kohlhammer: Stuttgart

Diem-Wille, G. (2007): Die frühen Lebensjahre. Psychoanalytische Entwicklungstheorie nach Freud, Klein und Bion. Kohlhammer: Stuttgart

Erikson, E. (1964): Womanhood and inner space. Identity, Youth and Crisis. New York, Norton

Faulstich-Wieland, H. (2006) : Einführung in Genderstudien. Einführungstexte Erziehungswissenschaft. 2. durchgesehene Auflage. Opladen: Leske + Budrich

Fischer-Rosenthal, W. /Rosenthal, G. (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Hitzler R./ Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik (S.133-164)

Flaake, K. / King, V. (1992): Psychosexuelle Entwicklung, Lebenssituation und Lebensentwürfe junger Frauen. Zur weiblichen Adoleszenz in soziologischen und psychoanalytischen Theorien. In: Flaake, K. /King, V. (Hg.): (1992): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. New York, Frankfurt: Campus Verlag

Flammer, A. (2003): Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien menschlicher Entwicklung. Bern: Verlag Hans Huber.

Fleßner, H. (1994): Mütterlichkeit als Beruf. Historischer Befund oder aktuelles Strukturmerkmal sozialer Arbeit. Vortrag zur Habilitation. http://www-a.ibit.uni-oldenburg.de/bisdoc_redirect/publikationen/bisverlag/unireden/ur68/urede68.pdf
[Zugriff: 01.03.2010]

Freud, S. (2000): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuchverlag

Freud, S. (2006): Das Ich und das Es. In ders.: Werkausgabe in zwei Bänden, Band 1, Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Freud, S. (2006a): Formulierungen über zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. In ders.: Werkausgabe in zwei Bänden, Band 1, Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Freud, S. (2006b): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In: ders.: Werkausgabe in zwei Bänden, Band 1, Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Freud, S. (2006c): Der Untergang des Ödipuskomplexes. In: ders.: Werkausgabe in zwei Bänden, Band 1, Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Freud, S. (2006d): Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. In: ders.: Werkausgabe in zwei Bänden, Band 1, Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Freud, S. (2006e): Über die weibliche Sexualität. In: ders.: Werkausgabe in zwei Bänden, Band 1, Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Freud, S. (2006f): Das Unbehagen in der Kultur. In ders.: Werkausgabe in zwei Bänden, Band 2, Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Freud, S. (2006g): Massenpsychologie und Ich-Analyse. In ders.: Werkausgabe in zwei Bänden, Band 2, Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Freud, S. (2006h): Jenseits des Lustprinzips In ders.: Werkausgabe in zwei Bänden, Band 2, Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Geissler, D. (1995): Zwischen Anpassung und Konfrontation. Hochqualifizierte Frauen im Umgang mit Machtverhältnissen in Beruf und Gesellschaft. Bielefeld: Kleine

Gildemeister, R. (2001): Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Mißverständnisse und Erträge einer Debatte. In: Rademacher, C./Wiechens, P. (Hrsg). 2001: Geschlecht Ethnizität Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Leske + Budrich: Opladen

Gildemeister, R. (2006): Soziale Konstruktion von Geschlecht.

<http://www.telse.kiel-ist-meine-jacke.de/uploads/Soziale%20Konstruktion%20von%20Geschlecht.pdf>

[Zugriff:12.10.2010]

Glaser, B. /Strauss, A. (2005): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Verlag Hans Huber: Bern

Hagemann-White, C. (1992): Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz. In: Flaake, K. /King, V. (Hg.): (1992): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. New York, Frankfurt: Campus Verlag

Hagemann-White, C. / Hermesmeyer-Kühler, A. (1987): Mädchen zwischen Autonomie und Abhängigkeit. Zu den strukturellen Bedingungen der weiblichen Sozialisation. In: Schlaepit-Beck, D. (Hg.): Mädchenräume. Initiativen – Projekte – Lebensperspektiven. Hamburg, S.13 -30

Hausen, K. (1978): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Rosenbaum, Heidi (Hg). Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Frankfurt/M.

Heidinger, I. (2010): Das Prinzip Mütterlichkeit – geschlechterübergreifende soziale Ressource. Gegenstandstheoretische und handlungsorientierte Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Heinisch-Hosek, G. (Hg.) (2010): Frauenbericht Bericht betreffend die Situation von Frauen in Österreich im Zeitraum von 1998 bis 2008. Bundeskanzleramt Österreich. hg. von Bundesministerin für Frauen und öffentlichen Dienst.

<http://www.frauen.bka.gv.at/site/7207/default.aspx> [Zugriff: 07.10.2010]

Heinisch-Hosek, G. (Hg.) (2010a): Nationaler Aktionsplan Gleichstellung von Frauen und Männern am Arbeitsplatz. 2010;. Bundeskanzleramt Österreich. hg. von Bundesministerin für Frauen und öffentlichen Dienst.

<http://www.digitales.oesterreich.gv.at/DocView.axd?CobId=40018> [Zugriff:15.10.2010]

Hermanns, H. (1992): Die Auswertung narrativer Interviews. Ein Beispiel für qualitative Verfahren. In: J.H.P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.): Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten (S.110-141). Opladen

Hofmann, A. (2008): Generationen: Beruf Familienhelferin – traditionell mütterlich, traditionell weiblich? In: Bamberger, Andrea [Hrsg.] (2008): Geschlechtersensible soziale Arbeit . Literatur-Verlag: Wien [u.a.]

Keddi, B. (2003): Projekt Liebe. Lebensthemen und biografisches Handeln junger Frauen in Paarbeziehungen. Opladen: Leske und Budrich

Klein, M. (1928): Frühstadien des Ödipuskomplexes. Frühe Schriften 1928-1945. Herausgegeben von Prof. Dr. Dr. J. Storck. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verlag

Kuhn, B. (2002): Familienstand ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1858-1914). Köln et al: Böhlau

Lacan, J. (1966): Ecris, Paris: Edition du Seuil

Laimböck, A. (2000): Das psychoanalytische Erstgespräch. Tübingen: Ed diskord

Lange, H. (1887): Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau. Kampfzeiten. Aufsätze und Reden aus vier Jahrzehnten. Band I Berlin: 1928

Langer, M. (1953): Mutterschaft und Sexus. Freiburg 1988

Laplanche, J. / Pontalis, J.B. (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse; Frankfurt am Main.: Suhrkamp Verlag

Mertens, W. (1996). Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. Kindheit und Adoleszenz. 2. überarbeitete Auflage. Band 2. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer Verlag.

Mitchell, J. (1976): Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung. Suhrkamp: Frankfurt a. M.

Mitscherlich, M. (1985): Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter. S. Fischer Verlag: Frankfurt

Moré, A. (2001): Die Psyche zwischen Chaos und Kosmos. Die psychoanalytische Theorie Janine Chasseguet-Smirgels. Eine kritische Rekonstruktion. Gießen: Psychosozial Verlag

Mummendey, H.D.(2006): Psychologie des 'Selbst'. Theorien, Methoden und Ergebnisse der Selbstkonzeptforschung. Göttingen u.a.: Hogrefe.

Nadig, M. (1984): Frauen in der Kultur – Macht und Ohnmacht. In: Konkursbuch 12, hrsg. Von Gehrke, Claudia. Tübingen.

Nasio, J.-D. (2004): 7 Hauptbegriffe der Psychoanalyse. Turia und Kant Verlag: Wien

Oechsle, M./Knauf, H./Maschetzke, Ch./Rosowski, E.(2009): Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer und der Einfluss von Schule und Eltern. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaft

Ogburn, W. (1969): Kultur und sozialer Wandel. Luchterhand: Neuwied

Parin, P./ Parin-Matthey, G. (1986): Subjekt im Widerspruch. Aufsätze 1978-1985. Frankfurt

Portmann, Adolf (1956): Zoologie und das neue Bild vom Menschen. Hamburg

Ranke-Graves, R. (1993): Griechische Mythologie. Quellen und Deutung, Rohwolt Taschenbuch Verlag GmbH: Reinbek bei Hamburg

Rosowski, E. (2009): Berufsorientierung im Kontext von Lebensplanung. Welche Rolle spielt das Geschlecht. In: Oechlse, M./ Knauf, H./ Maschetzke, Ch./ Rosowski, E.(2009): Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer und der Einfluss von Schule und Eltern. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaft

Rousseau, J.- J. (1963): „Emile oder Über die Erziehung. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Martin Rang. Stuttgart: Reclam

Schwartz, A. (1990): Einige Bemerkungen zur Entwicklung der weiblichen Geschlechterrollenidentität. In: Alpert, J. (1990): Psychoanalyse der Frau jenseits von Freud. Aus dem amerikanischen übersetzt von Gudrun Theusner-Stampa. Berlin et. al: Springer Verlag

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis, 13(3), 283-293 http://www.ssoar.info/ssoar/files/2009/950/schuetze-biographieforschung_und_narratives_interview.pdf [Zugriffsdatum: 22.09.2010]

Shell Deutschland Holding, Hrsg., (2002): Jugend 2000. 14. Shell Jugendstudie, Frankfurt am Main

Shell Deutschland Holding, Hrsg., (2006): Jugend 2006. 15. Shell Jugendstudio. Frankfurt am Main

Sichtermann, B. (1985): Vorsicht Kind. Eine Arbeitsplatzbeschreibung für Mütter, Väter und andere. Wagenbach: Berlin

Smykalla, S. (1997): Kritische Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Weiblichkeitskonstruktionen in Nancy Chodorows „Das Erbe der Mütter“.

<http://solways.mur.at/1v/ss04/chodorow/kritik2.htm> Zugriff: 27.12.2010

Stiegler, B. (2002): Wie Gender in den Mainstream kommt. Konzepte, Argumente und Praxisbeispiele zur EU-Strategie des Gendermainstreaming. In: Riedmüller, B.: (2002): Gender Mainstreaming – Eine Innovation in der Gleichstellungspolitik. Zwischenberichte aus der politischen Praxis. Campus Verlag GmbH: Frankfurt am Main

Stoller, R. (1968): Sex and Gender: The Development of Masculinity and Femininity. New York, Jason Aroson

Tillmann, K.- J. (2000): Sozialisierungstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung.

Rowohlt-Taschenbuch-Verlag: Reinbek bei Hamburg, 59 - 78

Tyson Tyson (2001): Lehrbuch der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie
Stuttgart [u.a]: Kohlhammer

Vinken, B. (2007): Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Winnicott, D. W. (2006): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Aus d. Engl. übers. von Gudrun Theusner-Stampa. Gießen, Lahn: Psychosozial-Verlag

10 Anhang

Leitfaden

1. Komplex „Berufliche Situation“

Wie ist deine derzeitige berufliche Situation?

In welcher Funktion bist du tätig? (Welche Ebene?)

Was gehört alles zu deinen Aufgaben?

Wie bist du damit zufrieden?

Was gefällt dir besonders daran?

Kannst du ein Beispiel des Berufsalltags erzählen wo das zur Geltung kommt?

Was gefällt dir weniger? Ein Beispiel erzählen?

4. Komplex „Weiterbildungspläne“

Was hast du im Bezug auf deine berufliche Entwicklung in den nächsten Jahren vor?

Hast du vor dich weiterzubilden?

Gibt es Fortbildungen?

Welche Pläne hast du noch im Leben?

2. Komplex „Beruflicher Werdegang“

Erzähl einmal über deine berufliche Entwicklung. Wie bist du hierher gekommen wo du jetzt bist?

Welche Ausbildung hast du dafür gemacht?

Warum hast du dich für den Beruf entschieden?

Hast du auch andere Berufswünsche gehabt?

Was oder wer hat dich bei dieser wichtigen Entscheidung beeinflusst? – War das überhaupt so eine richtige Entscheidung?

Welche Rolle spielten dabei die Eltern?

Woher glaubst du kommt das Interesse an diesem Beruf?

Was hat dich an diesem Beruf gereizt?

Welche Eigenschaften braucht man um für diesen Beruf geeignet zu sein?

Wie stellst du dir eine typische Kindergartenpädagogin vor?

Würdest du dich selbst als eine solche bezeichnen?

5. Komplex „Mütterlichkeit“

Was bedeutet für dich Mütterlichkeit?

Würdest du dich selbst als mütterlich bezeichnen?

Wie schätzt du die gesellschaftliche Wertschätzung oder Anerkennung von Mütterlichkeit ein?

Wird „Mutter-Sein“ genauso wie eine berufliche Karriere geschätzt?

Wie wichtig ist Mutterschaft in deinem Leben?

Würdest du den Beruf den du ausübst als mütterlich bezeichnen?

Hat Mütterlichkeit für dich auch etwas mit Führung oder Führungsaufgaben zu tun?

Was wäre für dich ein „Weiblichkeitsvorbild“ - wo du dir denkst, so möchte ich auch sein?

Was ist für dich typisch weibliche und typisch männlich?

Würdest du dich als typisch weiblich bezeichnen?

6. Komplex „familiäre Situation in der Kindheit“

Kannst du ein Beispiel aus deiner Kindheit erzählen, das du in guter Erinnerung hast

Ein Beispiel das weniger schön war.

GESCHWISTER: Wie würdest du die Beziehung zu deinen Geschwistern beschreiben? (Kannst du deinen Bruder, die Schwester, etc. beschreiben?)

MUTTER:

Wie würdest du deine Mutter beschreiben?

- Mit drei negativen und drei positiven Eigenschaften?
- Wie hast du die eigene Mutter erlebt?
- Hast du deine Mutter als mütterlich erlebt?

Wie würdest du die Beziehung zu deiner Mutter beschreiben?

Welche Ausbildung hat deine Mutter gemacht?

Welchen Beruf übt sie aus?

Wie alt war sie als du bzw. die Geschwister geboren worden sind?

Welche Rolle hat sie in der Familie?

VATER:

Wie würdest du deinen Vater beschreiben?

Wie würdest die Beziehung zu deinem Vater beschreiben?

Wie hast du den Vater erlebt?

Was macht er beruflich und welche Ausbildung hat er gemacht?

Spielen die Großeltern auch eine Rolle? - wenn ja: fragen nach Beziehung zwischen den Eltern und Großeltern, von welcher Seite, wo wohnen sie? Wer gibt den Ton an?

Welche Rolle hast du innerhalb der Familie eingenommen?

Haben deine Eltern eine Vorbildwirkung auf dich – oder haben sie eine gehabt?

Was würdest du anders machen als deine Eltern?

Welche Rolle haben die Eltern jetzt in deinem Leben?

7. Komplex „Stellenwert Familie und Beruf“

Welchen Stellenwert hat Arbeit in deinem Leben? (Erwerbsarbeit)

Siehst du einen Konflikt zwischen dem Wunsch eine Familie zu haben und andererseits dem Wunsch einen Beruf auszuüben?

Wie lassen sich diese beiden Wünsche vereinbaren?

Würdest du dir mehr Ausgewogenheit in diesem Punkt zwischen Männern und Frauen wünschen?

Erweiterung zum Persönlichkeitsbild

Wie sieht deine jetzige private (familiäre) Situation aus?

Wie ist die Beziehung zum Mann (wenn vorhanden)?

Wie ist die Beziehung zu den eigenen Kindern (wenn vorhanden)?

Wenn Single: Wie erlebst du das? Passt das für dich oder fehlt da etwas?

Gibt es einen Kinderwunsch oder wie ist das?

Welche Interessen hast du noch?

Hast du gerne Zeit für dich selbst?

Wie nützt du diese?

Welche Wünsche Ideale sind da?

Abschlussfrage: 99% aller KindergartenpädagogInnen sind weiblich, woran glaubst du liegt das?

Curriculum Vitae

Persönliche Daten

Name	Maria Rigler
Geburtstag	2. September 1985
Geburtsort	Klein Hain - Niederösterreich
Staatsbürgerschaft	österreichisch

Bildungswege und Erfolge

2000 – 2004	Priv. ORG Englische Fräulein Krems/Donau; Matura im Juni 2004 mit gutem Erfolg
2004 – 2005	mehrmonatiger Aufenthalt in Ecuador mit Praktikum in einem sozialen Projekt sowie Tätigkeit als Kinderbetreuung
2005 – 2008	Universität Wien – Diplomstudium Internationale Entwicklung (abgebrochen)
2006 – 2011	Universität Wien – Diplomstudium Pädagogik
2007 - 2009	Universität Wien – Absolvierung der Lehrveranstaltungssequenz: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache mit ausgezeichnetem Erfolg
2008	Leistungsstipendium der Universität Wien
2009 - 2011	Vienna Conservatory – Studium Jazzgesang (IGP)

Bisherige Berufs- und Praktikumserfahrung

09/ 2007 – 01/ 2009	Absolvierung eines pädagogischen Praktikums im Rahmen des Vereins „Happy Kinds“ – Verein gegen Kindesmissbrauch
10/2008- 01/2009	Absolvierung eines Forschungspraktikums am IFF - Institut für Unterrichts- und Schulentwicklung
05/2009	Gestaltung einer Projektwoche in Warschau im Rahmen der Lehrveranstaltungssequenz der Deutsch- als Fremd und Zweitsprache
10/ 2009 – 01/2010	Unterrichtspraktika Deutsch als Fremd- und Zweitsprache
10/2008 – 07/2010	Rezeptionstätigkeit und Kinderbetreuung im Qualitätsfitnessclub
2009 – 2011	Tätigkeit als Sängerin

Eidesstaatliche Erklärung

Ich versichere hiermit:

1. dass ich die Diplomarbeit selbständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe,
2. dass ich diese Diplomarbeit weder im Inland noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit, gleich welcher Prüfung vorgelegt habe.

Datum

Unterschrift